

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1949

23 (1.12.1949)

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Die Bibel Jesu

Christenlehr-Entwurf. Plan: B/II/9

Das „Vorwort“.

Ungezählte Bilder zeigen Luther mit der Bibel in der Hand. („Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch / und fest umklammert er sein Bibelbuch.“) Warum kann man Jesus Christus nicht so darstellen? Nie hat das ein Maler gewagt!

Weil Jesus Christus selbst das Wort Gottes ist! Joh. 1, 1; 1, 14!

Das Wort ist die Brücke zwischen den getrennten Welten „Du“ und „Ich“, erst recht zwischen Gott und Mensch. Wo man sich nur anschwieg, ist keine Gemeinschaft, kein Erkennen, erst recht kein Lieben. (Vgl. Eisenbahnabteil.) Gott sei gepriesen, daß er uns in Jesus angeredet hat!

Aber das Erstaunliche ist nun, daß Gott zu diesem WORT ein VORWORT geredet hat: Jesus hat eine Bibel! Und wie er sie kennt! Und wie er in ihr lebt!

Der Überfall der Satansmacht über den „Anfänger“ Jesus in der Wüste: Drei Verführungen versucht von solcher teuflischen Gescheitheit, daß sie — so Dostojewski — kein Menschenhirn hätte erfinden können! Aber wie blitzt das „Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ in Jesu Hand: „Es steht geschrieben . . .!“ (Mt. 4, 1 ff.) Drei Worte des Alten Testaments vertreiben den Teufel.

Erste Predigt in der Heimatstadt. Ungeheure Spannung. Die Schriftrolle in Jesu Hand. Das große Gottesversprechen von Jes. 61, 1 f.! Und dann: „Heute ist diese Schrift erfüllet vor euren Ohren!“ (Luk. 4, 16 ff.)

„Menschensohn“ nennt Jesus sich. Was ist das? Einfach „Mensch“? So die liberale Theologie. Das ist Griff in das Alte Testament! Das ist der „Menschensohn“ von Dan. 7, 13, der die Herrschaft der Tiere ablöst und dem der „Alte“ auf dem Thron „Gewalt, Ehre und Reich gibt, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten“!

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Chr. Lehre: B/II/9. — Handr. f. d. Pred.: 4. Advent, 1. Weihnachtstag, 2. Weihnachtstag. — Berichte: Zur Frage des Bekenntnisstandes der Ev. Prot. Kirche in Baden (I). — Themen bei der 2. theol. Prüfung. — Buchbesprechungen.

Zerschlagene Wanderer nach Emmaus. Hinter ihnen die Jesus-Katastrophe. Der geheimnisvolle Begleiter verweist sie auf das AT, schildert sie und spricht: „Mußte nicht Christus . . .?“ D. h. dort im AT. ist der Sinn der scheinbaren Katastrophe zu entdecken. Im Fluchtpunkt des Denkens erscheint das geheimnisvollste Kapitel des AT., Jes. 53, das vom Tode dessen erzählt, der die Seinen befreit.

Genug der Beispiele. Sie zeigen uns Jesus das AT. handhaben, wie einer eine Landkarte studiert, um sich über seinen Weg gewiß zu werden. Kennzeichnend: „Des Menschen Sohn geht dahin, wie von ihm geschrieben steht!“ (Mt. 26, 24; Mark. 14, 21; Luk. 22, 22). Hier ist auch das geheimnisvolle „Müssen“ begründet, unter dem Jesus sich weiß, z. B. Mt. 16, 21.

Das AT. und Jesus verhalten sich also wie Verheißung und Erfüllung, wie Versprechen und Einlösung. (Vgl. auch jetzt die Adventsweissagungen!)

Darum heißt uns Jesus im AT. nach ihm suchen: „Suchet in der Schrift . . . sie ist's, die von mir zeuget!“ (Joh. 5, 39.)

Die aufregendste Geschichte der Welt.

Das ist das AT! Warum?

Wir müssen das AT. erst ein bißchen zu Gesichte bekommen: diese 39 Bücher, an denen eineinhalb Jahrtausende geschrieben und sammelten, Könige, Hirten, Priester und ihre Todfeinde, die Propheten, große Namen und namenlose Leute; keine menschliche, innere oder äußere Lage, die darin nicht ihren Ausdruck fände; dies Buch ungeschminkter Ehrlichkeit, das nur auf eines tendiert: auf die Ehre Gottes; alle Arten der Darstellung verwandt hat, Erzählungen, Gedichte, Gebete, Rätsel, Urkunden, Gesetze, Briefe, Legenden; das Leben selbst in seiner ungeheuren Vielfalt hat hier seinen Niederschlag, das Lieben und Leiden, Treuehalten und Untreueüben, Jubel über Kindersegen und einsames Sterben. Nietzsche, gewiß kein voreingenommener Zeuge, hat recht: „Im AT., dem Buch von der göttlichen Gerechtigkeit, gibt es Menschen, Dinge und Streben nach einem so großen Ziel, daß das griechische und indische Schrifttum (!) ihm nichts zur Seite stellen kann . . .“ Der Geschmack am AT. ist ein Prüfstein in Hinsicht auf „Groß“ und „Klein“. Unvergeßliche Bilder zeigt das AT: Abraham will den Sohn opfern, der Turm von Babel wächst gigantisch, Kain flüchtet von der Leiche des Bruders, Israel zieht durch das Rote Meer, David stellt sich dem Goliath, Elia wirft den Mantel über den pflügenden Elisa, Jesaja sieht Gott auf seinem Thron. „In jenem Buch, sagt Ernst Wiechert, war alles, wonach die Seele eines Menschen verlangt: Gott und die Welt, der Tod und die Liebe, Ordnung und Gesetz, Sünde und Buße, Zeit und Ewigkeit . . . Und nichts war fern und gleichsam nie gewesen, sondern alles war ganz nahe, an der Schwelle unseres Hauses oder im Stall, über dem die Wintersterne standen, oder auf dem See, aus dem ich die Netze mit Fischen hob“ (zit. nach Gollwitzer). So liest Rilke in der Abrechnung der Neujahrsnacht 1915 die Psalmen, und zu Beginn des 1. Weltkrieges schreibt Rudolf A. Schröder: „Ich fange jetzt an, das AT. zu begreifen und zu besitzen, lese mit schmerzlicher Rührung in den Büchern der Könige und der Richter, wie das Judenvolk von einer Katastrophe zur anderen seinen Gott ver-

ließ und wieder aufsuchte.“ (ebd.) Das AT kann ungeheuer aktuell werden! (Vgl. „Daniel im Kirchenkampf“.)

Wem in seiner Kindheit und in seiner Jugendzeit die Begegnung mit dem AT. nicht geschenkt ist, dem geht ein ungeheurer Schatz verloren. Er tut wohl daran, unverzüglich und mit gereiftem Denken sich um den Schatz zu mühen!

Laßt euch nicht durch dumme Einreden die Begegnung mit dem AT. verderben! — Ein Judenbuch? Es ist ein tief erschütternder Vorgang, daß in allen Synagogen der Welt das AT. gelesen wird und doch ein durch Menschen unüberbrückbarer Abgrund die Judenschaft von der Christenheit trennt: sie verstehen es nicht; die „Decke“ hängt über ihren Augen (2. Kor. 3, 15). Das AT. muß sein besonderes Geheimnis demnach haben! Ein Star muß den Augen genommen werden! — Ein unsittliches Buch? Darum stehen die zehn Gebote drin und zeigen sie im Kampf mit der Sünde der Menschen! Darum tritt Nathan vor David: „Du bist der Mann!“ Prophet gegen Despot! Lest Jeremias Kampf! — Ein Buch voller Widersprüche und naturwissenschaftlicher Unhaltbarkeiten? Da muß ich euch das Erlebnis W. Buschs auf der Freidenkerversammlung mit dem „Sechsfachen Schöpfungsbericht“ doch erzählen (vgl. Dittmer, Von Gestern und Heute, S. 24). Schiebt den Stoß ins Gewissen nicht damit ab!

Aber mit dem allem sind wir noch nicht am Geheimnis des AT.

Was ist es? — Wir haben nur ein sehr schlechtes Beispiel dafür: Ihr Jungen lest gerne Detektivgeschichten und haltet sie für die spannendsten Geschichten der Welt, die 100 Abenteuer des Percy Stuart, der in den „Excentrik Club“ will als außerordentliches Mitglied, oder die „Frank Allans, des Rächers der Enterbten“. Da wird am Anfang die Aufgabe gestellt, dann kommen die Hindernisse auf Tod und Leben, zum Schluß die Lösung und der endliche Sieg. — So ist es mit dem Geheimnis des AT. Da stellt sich einer eine Aufgabe. Das ist der lebendige Gott selbst. Die Aufgabe lautet: Die Welt soll noch die Stätte meiner Ehre und meiner Liebe sein! Darum schuf Gott die Welt. Aber nun brechen die Hindernisse herein. Schon mit den ersten Menschen. Die Rebellion erhebt sich. Die großen gottfeindlichen Kräftezusammenballungen entstehen, die der Sünde, des Teufels, des Todes. Das Werk Gottes soll zerschlagen werden. Gott will nicht mit einfacher Vernichtung antworten. Er sucht Wege, die Menschen in ihrer Freiwilligkeit zu gewinnen, durch die Offenbarungen seiner Liebe und seiner Herrlichkeit. Er kämpft um die Welt, indem er zuerst um eine Gemeinde kämpft (das „Israel nach dem Fleisch“, das dann im NT das „Israel nach dem Geiste“ wird!) Er kämpft zuerst durch Menschen, die sich von ihm rufen lassen. Dann tritt er selbst auf den Plan — in Jesus — und setzt sich selbst zum Einsatz. Das AT und die ganze Bibel ist von der ungeheuren Spannung erfüllt, ob Gott es schafft! (Und wir dürfen es machen wie in der Detektivgeschichte, wenn wir die Spannung nicht mehr aushalten: Wir dürfen die letzten Seiten im Vorgriff lesen! Dort — in der Apoc. — dort ruft jede Seite: Er schafft es, er schafft es bestimmt!) Alles aber, vom AT bis zur Apoc., ist eine große Einheit: Siegt die Sünde? Siegt der Tod? Oder siegt der lebendige Gott?

Hier ist der Ring abgesteckt, in dem Christus seinen großen Kampf kämpft. Die Bahn, die Christus zu durchlaufen hat!

Die Bibel erzählt wirklich die aufregendste Geschichte der Welt! Weil sie uns alle angeht. Über Leben und Tod entscheidet!

Mithineingerufen!

Wenn wir nun das AT lesen — und wir müssen es um Jesu willen! —, dann kann es gar nicht anders sein, es ruft uns hinein in diesen Gotteskampf. Es läßt uns nicht neutral bleiben. „Auf welche Seite stellst du dich!? Hie Welf — Hie Waiblingen!“

Wir wollen euch bitten, ruhig Mühe auf dies große Buch zu verwenden! Gibt es eine gute Sache, um die man sich nicht mühen muß (gutes Geigenspiel, Verständnis der modernen Physik z. B.)?

Wo anfangen mit Lesen? Fangt ruhig vorne an und lest zuerst die erzählenden Partien durch. Das gibt schon gewaltige Durchblicke! Ihr werdet dann auch mit den Psalmen beten lernen. Und schließlich mit Erschütterung sehen, wie aktuell die Propheten zu den Volksnöten reden.

Und die „unfruchtbaren“ Stellen? „Zieh (in Ehrfurcht) dein Hütlein und geh vorüber!“ Im übrigen ist es erstaunlich, wie diese stummen Partien zur gegebenen Zeit zu reden vermögen! (Dekan H. liest die Kleidung des Hohepriesters und lernt blitzartig daran, welche betende Vorbereitung jeder Gottesdienst von uns verlangt!).

Und die „anstößigen“ Stellen? Da siehst du, wie Gott um sein Werk oft genug mit seinen eigenen Leuten, die es gefährden, kämpfen muß. Etwa als Abraham in Ägypten seine Frau als seine Schwester ausgibt. Lies nicht mit unreinen Augen! Lies von Gottes Mühe um den Menschen her!

Und die „harten“ Stellen? Der vulkanische Zorn der Propheten? Fragen wir uns, ob wir ihn nicht genau so verdienen wie Israel.

Und die „tröstlichen“ Stellen? Welche Segensgeschichte hat der 23. Psalm allein! (Vgl. „Musketier Wehmeyer erklärt den 23. Psalm!“ und vieles a. m.). Nimm sie persönlich! Christus ist das Siegel darunter!

Lies offen — und es wird dir ergehen, wie jenem Mann, der zunächst nur glauben wollte, daß „zwei Pfund Rindfleisch eine gute Suppe geben“; der sich von W. Busch eine Bibel ausbittet, um seine „bigotte“ Schwägerin konfus zu machen; ein Vierteljahr verschwindet, um sein Versprechen, das Buch zu lesen, zu halten; und als Verwandelter wieder auftaucht —! Vgl. seinen Bericht in „Kleine Erzählungen“ S. 29 ff.: „Ganz eigentümlich ist es mir ergangen. Ich fing an zu lesen. Und da war vieles, das verstand ich nicht. Dann fand ich vieles, was mich ärgerte. Am liebsten hätte ich das Buch an die Wand geworfen. Und dann fand ich vieles, was mich langweilte. Und sehr vieles fand ich — das muß ich offen sagen —, was mich getröstet hat, wie mich noch nie etwas getröstet hatte. Als ich das Buch ausgelesen hatte, da mußte ich mir sagen: Wenn das wahr ist — und es ist wahr —, dann bist du ein verlorener Mann, wenn du weiterlebst ohne Gott wie bisher. Dann gab es in meinem Herzen einen heißen Kampf, bis ich dem Buch recht gab. Jetzt soll es die Grundlage meines Lebens werden.“ (Oder vgl. das erschütternde Erlebnis mit dem AT, das Renate Hagen in „Die Feuersäule“ (Kap. VI) erzählt.

„Die Bibel ist kein Buch, sie ist ein lebendig Wesen!“ meint Napoleon. Sie ist eben die Bibel — d. i. Buch — des lebendigen Christus!

Rudolf Bö singer.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

IV. Advent: Johannes 1, 19—28

Der 4. Advent ist gewiß einer der schwierigsten Sonntage für die Predigt. Selbst wenn er so weit vom Weihnachtsfest abliegt, wie es 1949 der Fall ist, bleibt er belastet, leitet er doch die Woche ein, die in der mit Weihnachten nun einmal leider verbundenen gemeindlichen und häuslichen Betriebsamkeit die höchste Steigerung bringt, die naturgemäß von der erforderlichen Besinnlichkeit und Einkehr abhält oder doch stark ablenkt. Er wird auch dieses Jahr trotz seiner weiten Entfernung vom Weihnachtsfest in den meisten Gemeinden durch allerlei vorwegnehmende Weihnachtsfeiern geprägt sein: die Gabe der Weihnacht ist ja tatsächlich schon mitten unter uns getreten und wir merken das. Die Gemeinde und wir Prediger merken das auch oft genug an der Predigt. Wir wollen aber diesen Tag umso mehr lieben und ihn und seine Predigt ernst nehmen, denn er umschließt die größten Möglichkeiten echter Weihnachtsvorbereitung. Unser Text dient uns hierzu vorzüglich, denn es kommt dem Evangelisten im ersten Kapitel seines Evangeliums darauf an, ein Zeugnis zusammenzustellen für den Christus — hier das Zeugnis des Täufers über ihn. Daher fehlt in diesem Bericht vom Täufer im Vergleich zu den Synoptikern alles, was das Werk desselben angeht: nur um das Zeugnis für den Christen geht es hier. Ein Zeugnis für diesen Christus, zu dessen Geburtsfest wir uns jetzt eben vorbereiten, muß die Predigt des 4. Advent sein.

V. 19 und 24. Geführt wird der Täufer zu diesem Zeugnis dadurch, daß er gefragt wird. Nach manchen Auslegern war es eine Gesandtschaft, die zu ihm kommt (so Luther, Schlatter), nach andern deren zwei (Zahn, Oehler: Das Joh.Evang.). Im letzteren Fall fragen V 19—23 zuerst die mit den Sadduzäern im Bunde stehenden Priester und Leviten — ihre Fragen sind nach der religiös-politischen Seite hin ausgerichtet. Dann fragen V. 24—27 die strenggläubigen Pharisäer — sie haben das nur religiöse Interesse an Wesen und Berechtigung der Johannestaufe. V. 20: Die Fragen werden stufenweise abwärtsgehend gestellt. Der Täufer beantwortet sie, indem er „es bejaht und nicht bestreitet“ (homologein und arneomai sind Gegensatzausdrücke: zugeben und nicht leugnen); seine Antworten haben eine Nein- und eine Jaseite, er bezeugt, was er nicht ist und was er und Christus ist. Die erste Frage ist die, ob er der Messias ist. Nein, Bengel: dum se negavit, Christum non negavit. Weil er den Messias bereits kennt, kann er umso klarer antworten. Wieviele falsche Messiasse mußten ihn noch viel besser kennen und haben noch mehr wie der Täufer historisch von ihm gewußt und sich — an seine Stelle gesetzt. Die zweite Frage zielt V. 21 auf Elias, auf den nach Mal. 4, 5 die Judenschaft als den Vorläufer des Tages des Herrn wartete. Die Bescheidenheit des Täufers spricht auch hier ein Nein; dazu steht nicht in Widerspruch, daß ein anderer, Jesus selbst, ihn Matth. 11, 14 den Elia nennt, denn er hat tatsächlich den mit Christus beginnenden Tag des Herrn eingeleitet. So fällt die dritte Frage, die auf V. Mos. 18, 15 beruht: man wartet auf „einen Propheten wie Moses“, schlechthin „der Prophet“ genannt. Wieder das bescheidene Nein. Alle diese Identitätsmöglichkeiten weist der Täufer zurück, um allein auf den zu deuten,

von dem einzig die Erfüllung kommt. Bengel: omnia a se amolitur, ut Christum confiteatur et ad Christum redigat quaerentes. Die Fragen einschließlich der folgenden sind alle vom verkehrten Standort aus gestellt: wer dem Täufer begegnet, hat nicht darnach zu fragen, wer er ist, sondern wo Christus ist und in welcher Beziehung der Täufer zu Ihm steht. Demgemäß lautet V. 22/23 seine Antwort auf die Frage, wer er denn sei, so, daß sie seine Beziehung zu Christus deutlich macht: Stimme eines Predigers (hebr. Kol kore: participial: rufende Stimme). Jede Predigt ist eine rufende Stimme der Wegbereitung. Besonders die des Advent. Worin die Wegbereitung besteht, wird aus der Antwort auf die Frage nach der Taufe deutlich. Diese Frage zielt nicht mehr unmittelbar auf die Person des Täufers, sondern auf das Recht seiner Taufe. Reinigungsbäder sind den Pharisäern nicht fremd, sie üben sie selbst, denn ihr Ziel ist Reinheit vor Gott. Aber beim Täufer verbindet sich diese Taufe mit einer Predigt der Buße, die auch die Frommen, die sich gerecht dünken, mit einschließt. Das ist für diese das Anstößige, damit ist ihre Frömmigkeit im Innersten getroffen. Ehe noch Jesus selbst auf der Szene erschienen ist, schürzt sich schon der Knoten, der zum Kreuz führt; die Judenschaft mit ihrer selbstgerechten Frömmigkeit ist von vornherein mit im Spiel. Rechtfertigen könnte der Täufer seine Taufe vor ihnen nur, wenn er sie aus der Schrift begründen könnte. Die in Jes. 40, 3 enthaltene Begründung vermögen sie nicht zu verstehen, denn wie kann ein Mann Vorläufer sein, der solche Predigt tut. Die Vorbereitung muß anders sein — wie dann auch der Messias selber anders sein mußte. Die Linie geht durch. Einem solchen Vorläufer kann man die Taufe nicht zugestehen. Für die Andern wäre die Predigt recht — aber für sie? — In V. 26 muß man nach Luk. 3, 16 zum besseren Verständnis ergänzen: „ich taufe mit Wasser, er aber wird euch mit Feuer (d. i. dem Hl. Geist) taufen“. Seine Taufe ist nur Taufe der Buße: die innere Erneuerung, die Kraft des neuen Lebens gibt erst Christus. Der aber weilt bereits unter ihnen. (V. 29—34 läßt erkennen, daß die Taufe Jesu schon vor dieser Gesandtschaft stattgefunden hat). Während die Gesandten über den Christus noch debattieren, ist er bereits unter ihnen. V. 27 betont noch einmal den ungeheuren Abstand des Täufers von Christus: das Lösen der Sandalen ist Sklavenarbeit. Joh. ist noch weniger als ein Sklave im Verhältnis zu Christus. — So wird aus der ganzen Befragung ein einziges Zeugnis für Christus, ein ausgereckt deutender Finger: dort kommt das Lamm Gottes, das eure Sünde trägt! (Zur Ortsangabe V. 28: die genaue Lage läßt sich heute nicht angeben. Aber der Ort der Sache in der Geschichte ist eindeutig festgelegt!)

Besinnen wir uns, in welche eingangs gezeichnete Lage des Predigers wie der Hörer am 4. Advent dieser Text gesprochen wird, so ist der Weg zur Predigt geöffnet: Viel ist in diesen Tagen bis zur Weihnacht noch zu richten. Hier wird dem Hörer zugerufen: Richte den Weg für den Herrn!

Was zu richten ist, zeigt die Taufe des Joh. sowohl wie die Haltung der Frager. Wir bedürfen des reinigenden Bades, denn wir sind unrein. Kein Stand, keine Haltung ist hier ausgenommen. Am wenigsten die, die sich als in Ordnung befindlich hält, wie die Pharisäer tun. Pharisäische Haltung, Werkgerechtigkeit sind in unsern Gemeinden, bei uns selbst, weit verbreitet. Sie sind geradezu die große Versuchung. Sie

muß überwunden werden durch die klare Erkenntnis des tatsächlichen Standortes vor Gott. Wir rangieren noch hinter dem Täufer, der nicht wert ist . . . Darum die violette Farbe in der Adventszeit.

Erfassen wir dies nicht, gibt es kein Verstehen für das, was uns Gott an Weihnachten schenkt. Dort kommt der, der allein helfen kann. Er läßt sich mit der Taufe taufen, die unsere Sünde hinwegnimmt. In seinen Tod sind wir getauft. Und er ist der, der über die Johanna-Taufe hinaus, in uns das Feuer anzündet, das uns ein neues Wesen gibt. Kommt nicht aber in unsrer Verkündigung oft die Heiligung zu kurz vor der Predigt von der Vergebung? Es ist die frohe Botschaft des Advent, daß Er bereits unter uns getreten ist. Wir brauchen nicht mehr zu fragen oder zu suchen oder auszudeuten und Gesandtschaften zu schicken dahin und dorthin: Er ist da, es bedarf nur noch unsres Ja zu Ihm.

Das große Hindernis ist unser geistlicher Hochmut und unsre Werkgerechtigkeit. Sie hat den Fragenden den Zugang zu den Dingen versperrt, obwohl es echte Dinge waren. Es wird auch Weihnachten jedem versperrt bleiben, der dies Hindernis nicht überwunden hat durch die Selbsterkenntnis, zu der der Bußruf des Täufers ruft. Diese Erkenntnisse, die aus unserm Text zu gewinnen sind, wollen uns helfen, die Hindernisse zu beseitigen. Es ist die fruchtbarste Vorbereitung der Weihnacht, den Ruf des Joh. zu hören. Wer begriffen hat, weshalb die Fragenden im Text nicht begreifen konnten, der hat Weihnachten und den, der da kommt, ergriffen!

Wir fragen also nicht: Was dünkt dich um den Täufer oder um Christus, sondern: wo ist Er? Er ist da. Wir fragen nicht: wo ist der Weg zu Ihm, sondern: was hindert uns am Gehen zu Ihm? So ist der Weg zu ihm frei — er ist mitten unter uns getreten.

Helmuth Bartholomä.

1. Weihnachtstag: Luk. 2, 1—14

Aus der Weihnachtsgeschichte lassen sich viele einzelne Texte gewinnen, von denen jeder für sich zu einer Weihnachtspredigt werden könnte. Es soll hier versucht werden, die ganze Geschichte mit einem Anliegen und einer Not unserer Zeit zusammenzubringen. Das Arbeitsthema, unter dem dies geschehen möge, sei „Entmythologisierung“, allerdings nicht diejenige, die zur Zeit die Spalten der Fachblätter füllt. Besteht doch die Gefahr, daß gerade darüber die allgemeine Mythologisierung übersehen wird, der unsere ganzen christlichen Feste in den breiten Massen nun schon seit Jahrzehnten ausgesetzt sind und darunter das Weihnachtsfest ganz besonders. Auch unsere Kirchenchristen, ja wir Prediger selbst, geraten immer wieder in den Bannkreis dieser erweichenden und schließlich das Fundament unseres Glaubens zersetzenden Mythologisierung. Wer die Weihnachtsgeschichte ernst nimmt und nur sie und nicht all unsere Festbräuche meditiert, wird von dieser Gefahr frei und zur echten Verkündigung geführt.

1. Mythos: „Die schöne alte Geschichte.“ So heißt es doch immer wieder, bis hinein in gut christliche Kreise. Man ist sie von Jugend an gewöhnt, man liest sie vor, sie gehört mit zum Zauber der Weihnacht, auch wenn man nicht recht an sie glaubt, tut man es um der Kinder willen. Sie nimmt die Stelle eines Märchens ein, das nun eben mal dazu

gehört mit einem: Es war einmal in irgend einem Stall und auf irgend einer Weide. Aber während es das Charakteristische des Märchens ist, ohne Zeit und Ortsangabe zu sein, räumt gerade diese Geschichte mit vagen Vorstellungen auf und wendet sich mit genauer Orts- und Zeitangabe gegen den Mythos. So stellt sie ihren Bericht von Anfang an hinein in die Weltgeschichte als echtes Faktum: Geschehen dann und geschehen dort. Sie zeigt, wie Gott sein Werk an den Menschen verknüpft mit der Politik eben dieser Menschen. Wie fest dieser Knoten ist, zeigt uns meisterhaft Stauffer in „Christus und die Caesaren“.

2. Mythos: „Mutter und Kind“. Das lieblichste Motiv in der Weihnachtsgeschichte und damit wohl das gefährlichste, im 3. Reich fast zur Vollendung gesteigert. Man glaube nur nicht, daß diese Umdeutung heute abgetan ist. Gerade sie lebt heute erneut auf. Man hört schon wieder das sog. Weihnachtslied: „Hohe Nacht der klaren Sterne“, begeistert von der Jugend gesungen: „Mütter, euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt“, bis hin zum mythischen Schluß, daß sich die Welt erneuert wie ein neugeborenes Kind. Diese „Baumann-Mythologie“ sitzt so tief, verstärkt noch durch den katholischen Madonnenkult, daß ganz verflacht, oft vergessen wird, was denn für ein Kind, einmalig, in dem sich Gott offenbarte, in dieser Nacht geboren wurde: „Gottes Kind, das verbindet, sich mit unserem Blute.“ Hier gilt es nun ganz zentral und von keiner Sentimentalität beeinflusst, Gottes einmalige Fleischwerdung in diesem Kinde aufzuzeigen und jeder Parallele mit einer armen Flüchtlingsfrau, die ein Kind in ärmlichen Verhältnissen erwartet, entgegenzutreten. Es war bezeichnend, daß im Käutner-Film „In jenen Tagen“ in solch einer Situation: Frau unterwegs mit Kind im Stall, gleich die Weihnachtsgeschichte herangezogen wurde.

3. Mythos: Wie wenig nun aber in unserem Volk die echte Armut dieser Geschichte verstanden wird, zeigt der sich wieder immer steigende Luxus an Weihnachten. Es ist auch dies ein Mythos, möglichst viele Geschenke zu tauschen. Wir werden gerade in diesem Jahr, trotz unserer wirklichen Armut, einen neuen Gabenrummel zu erwarten haben, werden doch geschäftstüchtige Verkäufer alles daran setzen, in ein gutes Weihnachtsgeschäft zu kommen. Seit Jahrzehnten ist vergessen worden, was die Sitte des Schenkens bedeutet: „Wie sollte er uns mit Ihm nicht alles schenken.“ Hier wäre immer wieder darauf hinzuweisen, wie dieses Geschenk Gottes in unserer ärmsten Zeit, ohne alles weihnachtliche Beiwerk, etwa in Rußland, uns in seiner wahren Größe erschienen ist, so wie es die Beteiligten bei der bekannten „Madonna von Stalingrad“ erlebt haben. Damals zerschlug uns Gott allen Weihnachtszauber und wir verstanden, weshalb er arm ward um unseretwillen, grade wie wir, ohne Unterkunft, Heimat, ohne das Nötigste. Wir müssen unserem Volk, das in Gefahr steht, sich wieder an Äußerlichkeiten zu verlieren, in dieser Armut der Krippe die Größe des Gottesgeschenkes aufzeigen.

4. Mythos: „Freude um jeden Preis.“ Es reißt die Unsitte immer weiter ein, unsere Weihnachtslieder durch Großlautsprecher an allen Straßenecken, in allen Gaststätten und Kinos erdröhnen zu lassen: eine Karikatur des Engelgesangs. Da kann man sich dann in die Ohren gellen lassen: Freue dich, freue dich, o Christenheit. Und die Freude ist dann auch entsprechend, in Essen, Trinken, Tanz und Kabarett, alles umrahmt mit Christbäumen und einem Weihnachtsliederpotpourri. Hier gilt

es, die echte Freudenbotschaft der Engel wirklich mit Engelszungen weiter zu sagen. Es ist nicht schwer, der schalen Freude der Welt diese beglückende Freudenbotschaft entgegen zu stellen. Rilke: „Alles dieses war von rascher Kürze, und am Ende hat man es bereut, aber du wirst sehen, Er erfreut.“ Luther in einer Weihnachtspredigt: „Der Teufel in einem Gottesdienst beim Nicänum, Gottes Sohn Mensch geworden, da die Leute gestanden haben und nicht niedergekniet sind, habe er einen auf's Maul geschlagen und ihn gescholten: Du grober Schelm, schämst du dich nicht, daß du stehst wie ein Stock und nicht vor Freuden niederfällst? Wenn Gottes Sohn unser Bruder geworden wäre wie eurer, so wüßten wir nicht, wo wir vor Freuden bleiben sollten.“ (Historie aus dem Papsttum.)

5. Mythos: Wer nicht erkennt, wer Er ist, der da geboren wird, der kann sich auch nicht richtig freuen. Wäre Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bliebest ewiglich verloren. Um diesen Geborenen ranken sich nun im Volk die allermeisten Mythen: Wir haben den romantischen, den sozialen, den völkischen Jesus erlebt. Wir haben die Puppe erlebt, die man (wie in manchen Weihnachtsspielen!) uns statt des echten Kindes in die Krippe legen wollte, und auch den Versuch, das Kind selbst zu entfernen, und wir sahen, was übrig blieb: Heu und Stroh und vielleicht noch Ochs und Esel. Hier aber heißt es klar: wer der ist: Heiland, Retter mit dem höchsten Titel, der zu vergeben ist: Christus, Kyrios. Man lese bei Stauffer nach, was diese Titel bedeuten, und bekenne mit Luther: Sei mein Herr.

So wäre nur noch kurz vom 6. Mythos zu reden, vom Friedensbringer und Friedensstifter im Sinne weltlicher Pazifisten, die Römer 5, 1 nicht verstanden haben und dem Christus die nicht erfüllte Verheißung in Vers 14 in die Schuhe schieben. Ihnen muß der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, entgegen gehalten werden, der im Sinne des gloria in excelsis denjenigen geschenkt wird, hic et nunc, die diesen Christus annehmen und an ihn glauben als den verkörperten, fleischgewordenen Friedenschluß Gottes zwischen Gott und Mensch, zur Ehre des ewigen Gottes.

Es empfiehlt sich, in der Predigt selbst das Wort Entmythologisierung zu vermeiden, sondern durch Gegenüberstellung von Schein und Wirklichkeit, wobei das negative auch räumlich nicht überwiegen darf, zur Entmythologisierung des Weihnachtsfestes beizutragen, auf daß die Wahrheit verkündigt werde.

Siegfried Heinzelmann.

2. Weihnachtstag: Lukas 2, 15—20

Zum Text: Gleich im Gegensatz zwischen dem einleitenden abhängigen Behauptungssatz und dem Hauptsatz stehen nur durch das Komma getrennt die Subjekte nebeneinander *αγγελοι* und *ποιμενοι*, Boten Gottes im Himmel und erwählte Boten Gottes auf Erden. Dem *αγγελων* der Engel entspricht das *διελθωμεν* (nur lukanisch) der Hirten. *ιδωμεν το σθημα* — Luther sagt dazu: „Es ist ja freilich eine Weise der hebräischen Sprache, daß wenn sie von einer Geschichte spricht, sie sagt: ‚Wir wollen sehen das Wort‘, wie Lukas hier redet. Es ist darum, weil die Geschichte in die Wort gefasset und dadurch kund gemacht wird. Aber doch hat's Gott auch darum so gefügt, daß der Glaube ausgedrückt würde, welcher

an dem Wort hanget und es auf das Wort wagt, das von der Geschichte gesagt wird. Denn wenn Christi Leben und Leiden nicht in das Wort gefaßt wäre, in dem der Glaube haften könnte, wäre es ohne Nutzen gewesen; denn alle, die nur mit Augen sahen, empfangen keine Frucht davon oder doch nur gar wenige.“

το ρημα = das Wort, das geschehen ist, Videamus verbum, quod caro factum est. Um dieses Aufnehmen der in das Wort gefaßten Geschichte und seine Weitergabe geht der ganze Bericht. Die Stunde der Fleischwerdung ist vollendet. Himmel und Erde haben sich gefunden und schon beginnt wieder die Trennung, bis die letzte Vereinigung durch den wiederkommenden Christus am Jüngsten Tag sich vollzieht. In der Zwischenzeit hat es Gott in Gnaden gefallen, durch sein Wort bei uns zu bleiben. Von den Engeln haben die Hirten die Botschaft empfangen und gehen nach Bethlehem, um ihre Wirklichkeit bestätigt zu finden. Damit werden sie selbst zu Verkündern und Weiterverarbeitern der Botschaft. *και ανευραν...* *το βοσφος κειμενον εν τη φαττη* ist die schlichte Bestätigung der in Vers 12 verheißenen Wirklichkeit. Es gab eine Zeit, der dieses Zeichen der Krippe nicht feierlich genug war und die darum die Verkündigung der Engel an die Hirten in die Krippe verlegte, so daß der Engeichor über der Krippe (siehe Beispiele aus der Malerei) zum Zeichen wurde. Aber gerade Krippe und Windeln sind Zeichen der Fleischwerdung Gottes. Der Verwunderung der Welt über diese Verkündigung der Hirten steht die innerliche Aufnahme und Bewegtheit der Maria gegenüber. *τα ρηματα* (Vergl. Gen. 37, 11. Dan. 7, 28) ist hier ebenso wie Vers 51 als Bezeichnung des ganzen Vorgangs aufzufassen. Über das Wort und seine Verkündigung wird das Herz der Hirten froh. Das Wort löst bei seinen Verkündigern eine Kettenreaktion des Lobes und Dankes gegen Gott aus, der sie hören und sehen ließ seine Wirklichkeit in dieser Welt. Verheißung und Erfüllung stimmen nun überein.

Zum Inhalt: Man kann mit Martin Luther sagen, daß dieser zweite Teil des Weihnachtsevangeliums enthält, „was die Folge und Frucht des Evangeliums ist und welches die Zeichen sind, bei denen man erkennt, ob das Wort Gottes in uns haften und gewirkt habe“. Er entwickelt aus dem Text neun inhaltliche Gesichtspunkte.

1. Der Glaube. Weil die Hirten geglaubt haben, sind sie nach Bethlehem gegangen und Verkünder geworden. Der Glaube hängt an dem Wort und nicht an der Person des Predigers, bei dem jederzeit die Möglichkeit der falschen Prophetie besteht.

2. Die Einmütigkeit des Geistes ist nur durch den Glauben möglich. Die Uneinigkeit kommt nur von dem Pochen auf die Werke. Aber „die Hirten sagten, taten, suchten und fanden alle dasselbe“.

3. Die Demut als eine geistliche, echte Tugend (nicht die der Gleisner) beugt sich in der einmütigen Erkenntnis des Herrn vor Ihm.

4. Die Liebe zum Nächsten, in dem die Hirten „ihre Schaf lassen und hingehen, nicht zu den hohen Herrn in Jerusalem, nicht zu den Ratsherren in Bethlehem, sondern zu dem armen Häuflein im Stalle“.

5. Die Freude, daß die Zunge bekennen darf, was der Glaube im Herzen empfangen hat. V. 20. .

6. Die Gefolgschaft in der Tat: „Laßt uns gehen und sehen“. „So soll ein Christ wenig Worte und viel Taten machen“.

7. Freies Bekenntnis und öffentliche Predigt fechten den bösen Geist am meisten an. Die Verwunderung der Leute, die das Evangelium für Narrheit halten, wird alle Zeit dem Evangelium begegnen.

8. Die christliche Freiheit ist an kein äußerlich Werk gebunden. Die Hirten ziehen keine Kutten an, sondern kehren in ihr schlichtes Tagwerk zurück.

9. Gott loben und danken ist das einzige Werk der Christen, das die Hirten bei ihrer Heimkehr zu den Hürden getan haben, obwohl sie nicht reicher, geehrter, geschickter und satter geworden sind.

Dieses Hirtenevangelium ist eine Darstellung des christlichen Wesens, dem die Verheißung der Gnade gegeben ist.

Zur Predigt: Soviel ich sehe, scheinen sich in der Geschichte der Predigt über diesen Text drei Typen herausgebildet zu haben. Schleiermacher hat in einer Weihnachtspredigt die aus dem Texte sich anbietende Dreiteilung benutzt: Menge, Hirten und Maria, um sie nach einer Betrachtung im ersten Teil, in einem zweiten Teil auf die reale Gemeinde erbaulich anzuwenden. Dabei ist es ein Kennzeichen seiner vermittelnden Theologie, daß er das „Verwundern“ der Menge nicht als eine Anfechtung des bösen Geistes gegen die Wahrheit des Evangeliums, sondern im Gegenteil als eine Vorstufe zur Erkenntnis ansieht. Wer sich verwundert, ist nicht mehr gleichgültig. Schl. gewinnt dabei eine positive Stellung zu den Anstößen der Wissenschaft am Evangelium. Sehr schwer findet er sich mit dem Problem ab, daß von den Hirten im Evangelium später nicht mehr die Rede ist.

Der zweite Typus ist durch eine Erweckungspredigt Hofackers gegeben, „daß unsere Christfreude rechter Art und vollkommen werde, wenn uns Jesus ein Jesus, ein wirklicher Heiland sei, dann

- a) finden wir die Ursache unserer Seligkeit nicht in uns,
- b) auch nicht halb in uns, halb in Christo,
- c) ganz allein in Christo
- d) und nur damit kommt wahre Freude in das Herz.

Ein dritter Typ sieht das Hirtenevangelium unter dem Gesichtspunkt des Nachklangs der Weihnachtsbotschaft in unserem Leben. Das Wunder der Menschwerdung ist wert, daß wir

- a) kommen, es zu sehen als geschichtliche Tatsache und als Offenbarung Gottes,
- b) gehen, das Wort davon auszubreiten in Bekenntnis (17) und Zeugnis (18),
- c) bleiben und es im Geiste bewegen als Gottes Geheimnis.

Ob wir nun die Geschichte der Hirten als Mahnung und Verheißung auf unsere uns anvertraute Gemeinde nach seelsorgerlichem Ermessen anwenden und ihr die Wahrheit in Liebe sagen, oder ob wir den Weg des Christuserlebnisses von dem fleischgewordenen Wort und der in ihm sichtbar und hörbar gewordenen Geschichte Gottes der Gemeinde verdolmetschen, immer müssen wir selbst wie die Hirten in Demut nach Bethlehem gehen und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kund getan hat, damit auch in uns der Heiland geboren werde.

Erich Kühn.

ZUR AUSSPRACHE

Zur Frage des Bekenntnisstandes der Ev. Prot. Kirche in Baden (I)

Von Prof. D. Hupfeld-Heidelberg

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir jetzt in hohem Maße in einem Zeitalter leben, in dem kirchliche Einigungsgedanken sehr lebendig ventilert werden, im Zeitalter der großen Ökumenischen Tagungen, im Zeitalter auch der Una-Sancta-Besprechungen sogar zwischen evangelischen und katholischen Theologen, dann müßte man eigentlich vermuten, daß eine Kirche, die eine Union durchgeführt hat und zwar nicht nur eine Verwaltungsunion, sondern eine wirkliche Lehrunion, geradezu als ein Musterbild dastehen müßte, daß niemand wagen könnte, sie anzutasten und in Frage zu stellen. Tatsächlich weiß jedermann, daß das durchaus nicht der Fall ist, sondern daß es nicht nur konfessionelle Heißsporne sind, die etwa solch einen Satz prägen: „Unierte Kirche — ruinierte Kirche“; sondern daß gerade auch solche, die an sich dem ökumenischen Gedanken freundlich gegenüber stehen, wohlbegründete Einwände gegen die Art, wie man in den sog. Consensunionen die Kircheneinigung vollzogen hat, erheben. Man hat den Eindruck, daß der Aufbau der Evang. Kirche in Deutschland sich leichter vollziehen würde, wenn es keine unierten Kirchen gäbe, wenn die Aufgabe die wäre, nur zwischen zwei klar sich abzeichnenden bekenntnismäßig eindeutig festgelegten Kirchenkörpern eine Einigung zu schaffen, eine Einigung, die von vornherein auf eine Lehrunion verzichtete, die sich vielmehr auf eine Verwaltungseinigung nur für gewisse, den jeweiligen Bekenntnisstand der beiden Körper nicht berührende Belange beschränkte. Hat man doch gerade im Bereich der Ökumene heute deutlich erkannt, daß das Problem nicht sein kann, eine neue Kirche mit einem die alten Bekenntnisse ablösenden neuen Bekenntnis zu schaffen, sondern einen Kirchenbund von bekenntnisverschiedenen Kirchen, die sich dann freilich gegenseitig befragen und aussprechen, aber nicht mit dem Ziel der Aufsaugung eines Bekenntnisses durch ein anderes, oder auch des Kompromisses zwischen ihnen, sondern der gegenseitigen Befruchtung, wobei die Frage, ob sich daraus einmal mehr ergeben könnte, ganz an den Rand geschoben wird. So ging ja doch auch der Weg zur Ökumene, daß sich zunächst einmal die großen bekenntnisbestimmten Weltbünde bildeten, der Lutherische Weltbund und der Reformierte Weltbund, daß sich auch Allianzen bildeten, die die kleineren Kirchenkörper, unbeschadet ihrer Selbständigkeit, zusammenschlossen, und dann erst die großen Konferenzen entstanden, die die Basis für Aussprachen über gemeinsame Anliegen schufen. Man verzichtet bewußt auf die Herstellung einer Kirche, sondern ist dankbar dafür, daß es trotz eingreifender bekenntnismäßiger Verschiedenheiten doch eine innere Gemeinsamkeit gibt, die sich in jeder Tagung verstärkt und fruchtbar für die Erarbeitung gemeinsamer Richtlinien angesichts der heute brennenden Fragen erweist. Man hätte am liebsten, wenn die unierten Kirchen ihre Union, die zu einer Zeit geschlossen wurden, als man für Lehrgegensätze und -unterschiede keinen Sinn hatte, als unter dem Einfluß der rationalistischen Theologie eine

gewisse Indifferenz auf dogmatischem Gebiet die Wahrheitsfrage relativiert hatte, rückgängig machten. Man meint, daß damit im Grunde auch diesen Kirchen nur gedient würde. Jetzt litten sie an einer Art lehrmäßiger Knochenerweichung. Sie würden ganz anders imstande sein, allen möglichen Anfechtungen auf Lehre und Leben der Kirche Widerstand entgegenzusetzen zu können, wenn sie ihren Gemeinden durch eine bekenntnismäßig eindeutig ausgerichtete Predigt und Sakramentsverwaltung dienen könnten. Zudem würden sich bei einer solchen Rückrevidierung der Union auch viel klarere konfessionelle Verhältnisse ergeben; es würde der vorwiegend lutherische Charakter der deutschen Kirche heraustrreten und damit würde das Weltluthertum eine ganz andere Bedeutung gewinnen.

Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Weg ungangbar ist. Man kann selbst in dem Bereich der altpreußischen Kirche, die es ja nur zu einer Verwaltungsunion gebracht hat, eine solche Rücknahme nicht mehr vollziehen. Über hundert Jahre einer gemeinsamen Geschichte lassen sich nicht plötzlich auslöschen. Zudem sind vor allem im Rheinland eine ganze Reihe von Gemeinden, die erst nach der Unionschließung entstanden sind, von vornherein als unierte Gemeinden erwachsen. Nur gewaltsam könnten solche Gemeinden auseinandergerissen werden; es wäre das ein Zerstörungsakt, auf dem kein Segen ruhen könnte. Auch da, wo man in feierlicher Weise aus ursprünglich konfessionsverschiedenen Gemeinden unierte Gemeinden gestaltet hat, ist eine Rücknahme solcher Akte unmöglich. Erst recht gilt das aber für die südwestdeutschen Kirchen, die schon gleich bei ihrem Entstehen als unierte Kirchen sich einigten auf einen Lehrconsensus. Man würde, soviel ich sehe, in den Gemeinden in Baden oder auch in der Hessen-Nassauer oder Pfälzer Kirche schlechterdings nicht verstehen, wenn man solche Rückrevidierungen versuchte. Die Union ist ja hiezulande nicht eine nur von oben kommandierte Sache gewesen, sondern von den Gemeinden als ein Ausweg aus unmöglichen Verhältnissen weithin sehr begrüßt worden. Man wird sich mit ihrer Weiterexistenz abfinden müssen.

Die Frage ist aber nun: ist das wirklich ein so großes Unglück? Es mag unbequem sein. Es mag eine Unionskirche tatsächlich in einer nicht ungefährlichen Lage stehen, wobei übrigens auch die Frage aufgeworfen werden kann, ob nicht auch den eindeutigeren Konfessionskirchen Gefahren drohen. Aber ist der Vorwurf berechtigt, daß eine auf Consensus aufgebaute Unionskirche im Grunde überhaupt keinen klaren Bekenntnisstand habe? Wenn man dieser Frage hinsichtlich der Badischen unierten Kirche nachgehen will, ist man freilich vor die Aufgabe gestellt, den ursprünglichen Sinn der Union, wie er im § 2 der Unionsurkunde formuliert ist, zu erheben. Das bedeutet aber, daß man sich mit einer schon in unzähligen Schriften, zudem auch auf vielen Synoden verhandelten Frage auseinandersetzen muß. Und man kann angesichts der Tatsache, daß fast jeder, der sich mit diesem Paragraphen beschäftigt hat, ihm eine andere Auslegung gegeben hat, daran verzweifeln, ob dieser Weg zum Ziele führt. Man kann es begreifen, daß z. B. Lic. Schwab in seinem Buch: „Die Vereinigte Protestantische Landeskirche Badens als besonderer Typ einer Unionskirche“ (Heidelberg 1938) im ganzen einen anderen

Weg gegangen ist; er sucht vor allen durch eine Befragung des Landeskatechismus, der Agende und des Gesangbuchs den tatsächlichen Bekenntnisstand zu erheben. Trotzdem ist für unsere Frage ein Ausweichen vor der Mühe, sich mit der Unionsurkunde ausgiebig zu beschäftigen, unmöglich. Aber vielleicht brauchen wir uns auch nicht so sehr davor zu fürchten. Die eigenartige Geschichte der Badischen Kirche hat es mit sich gebracht, daß man den § 2 meist darüber befragt hat, was er zur Frage der Lehrfreiheit, bzw. der Berechtigung der liberalen Theologie dir zu sagen hat. Wir werden noch sehen, daß man damit eine Frage, die durch ihn ursprünglich nicht, mindestens nicht in erster Linie, angerührt werden wollte, an ihn herangetragen hat. In unserem Zusammenhang jedenfalls steht eine andere Frage im Vordergrund, die Frage nach der substantiellen Bekenntnisbestimmtheit der Badischen Kirche, inwieweit sie sich in der Unionsurkunde ausspricht. Das ist aber zweifellos eine legitime Frage, auf die wir eine Antwort, ohne daß wir die Urkunde umdeuten müssen, mit Recht erwarten können. Es ist aber eine Frage, die in der Literatur mehr zurücktritt. Eigentlich ist es nur Hundeshagen, der in seinem sehr wertvollen Buch über die Bekenntnisgrundlage der Vereinigten Evang. Kirche im Großherzogtum Baden (1851) dieser Frage ausgiebig nachgegangen ist.

I.

Wir gehen am besten von der Frage aus, warum sich in Baden die kirchliche Entwicklung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gänzlich anders vollzogen hat, als z. B. in Württemberg.

Die Antwort ist sehr einfach zu geben. Württemberg hat zwar durch die territoriale Neuordnung im Zusammenhang mit dem Reichsdeputationshauptschluß und der Begründung der Rheinbundstaaten zu seinem geschlossen-lutherischen Territorium das große katholische Oberschwaben hinzubekommen, aber kein reformiertes Land. Wohl sind ursprünglich — man denke an die Tetrapolitana — starke schweizerische Einflüsse in diesem Gebiet wirksam gewesen, wohl ist vor allem der liturgische Typ, dem man hier von Anfang an folgte, ein sehr einfacher dem Züricher Typ ähnlicher gewesen, der den mittelalterlichen Prädikantengottesdienst, nicht aber den Messtyp, fortbildete. Aber was die Lehre betrifft, so ist dieses Land durchaus lutherisch bestimmt gewesen und hat sich ein freilich durch seine Geschichte eigenartig geprägtes Luthertum bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Ursprünglich haben die Markgrafschaften Baden sich im wesentlichen dieser württembergischen Entwicklung angepaßt. Sowohl was den Bekenntnisstand anlangt, wie was die Gottesdienstform betrifft, folgte man dem württembergischen Typ. Durch die Erweiterung aber der kleinen lutherischen Markgrafschaft zum Großherzogtum Baden fiel diesem Staat nicht nur umfassendes katholisches Land zu, sondern auch die vorwiegend reformiert bestimmte Pfalz, soweit es sich um ihren rechtsrheinischen Bestandteil handelte. Damit waren dem neuen Staat und seinem protestantischen Landesherrn, religionspolitisch gesehen, sehr schwere Aufgaben gestellt, Aufgaben, mit denen sich der König von Württemberg nicht plagen mußte.

Man kann natürlich fragen: konnte man nicht die Dinge so lassen, wie sie waren? Warum konnte man nicht wirklich ruhig die drei Konfessionen, die katholische, lutherische und reformierte, nebeneinander leben und bestehen lassen? Warum hat man nicht wenigstens den einfacheren Weg eingeschlagen, mit dem man sich schließlich in Preußen begnügte, daß man eine Union durchführte, die die Bekenntnisbestimmtheit der einzelnen Gemeinde nicht antastete, sondern nur verwaltungsmäßige Einheitsorgane schuf?

Aus drei Gründen ist man wohl in Baden anders verfahren. Erstlich hatte der sowohl im Bereich des Luthertums, wie der reformierten Pfalz zwar ziemlich milde, aber immerhin doch wirksame Rationalismus für Lehrunterschiede kein Verständnis. Und er war damals in ganz Deutschland so herrschend, daß man auf Grund dieses Unverständnisses von einer Art unionistischer Modeströmung sprechen kann. Sie wurde durch das mit den großen Siegen in den Freiheitskriegen erwachte fromme Nationalgefühl idealistischer Prägung verstärkt. Man sehnte sich in vielen Kreisen heraus aus all den Zersplitterungen, die sowohl auf politischem, wie auf religiösem Gebiet das Erwachen deutscher Einheit unheilvoll erschwerte. Man meinte infolgedessen, daß, wenn man wenigstens innerhalb des Protestantismus sich zu einer Kirche zusammenschließen könnte, ein die Zerrissenheit des deutschen Volkes dokumentierender Faktor weniger vorhanden sein würde. Es schien damals auch wirklich so, als ob man hier einige Wunder erleben würde. Nicht nur in Hessen, in Preußen, sondern z. B. auch in Sachsen kamen solche Bewegungen auf, zum Teil auch von der neuen in vielen Gegenden gänzlich unkonfessionell gerichteten Erweckungsbewegung getragen.

Zweitens waren durch die Religionspolitik der katholischen Kurfürsten von der Pfalz, die die Bildung lutherischer Gemeinden begünstigte, um den Reformierten einen Pfahl ins Fleisch zu setzen, so unübersichtliche und unmögliche Verhältnisse in vielen Gemeinden der Pfalz entstanden, daß hier sowohl in Pfarrerkreisen, wie auch in den Gemeinden der Wunsch nach einer Vereinigung sehr lebendig erwuchs. Dabei machten sich zwei Faktoren vor allem als einen solchen Plan fördernd geltend: erstlich, daß in weitem Umfang die kleine pfälzisch-lutherische Kirche ihren konfessionellen Charakter fast gänzlich verloren hatte; die sog. List'sche Agende, auf einen lutherischen Konsistorialrat List in Mannheim zurückgehend, hat, abgesehen davon, daß sie rationalistischen Charakter trägt, vor allem bei einem Reformierten, dem aus der Schweiz stammenden Leipziger Prediger Zollikofer, starke Anleihen gemacht. Dazu kam, daß zweitens ja auch die äußere gottesdienstliche Form im Bereich des süwestdeutschen Luthertums sowieso strukturell keine großen Differenzen von der reformierten aufwies, sodaß liturgische Hemmungen, die erfahrungsgemäß sich am schwersten überwinden lassen, nicht bestanden.

Der durchschlagende Grund freilich war — das muß man offen sagen — genau wie in Preußen, wenn auch mit anderer Akzentuierung, ein politischer. Der junge Staat von Napoleons Gnaden konnte nicht auf einen wirklichen dauernden Bestand hoffen, wenn es ihm nicht gelang, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu konsolidieren. Er war eine völlig künstliche Schöpfung, aus einigen größeren politischen Einheiten, den drei

Markgrafschaften Baden, der Pfalz und den vorderösterreichischen Gebieten im Süden, und unzähligen kleinen Abteien, Reichsstädten, mediatisierten Fürstentümern usw. zusammen gesetzt. Mit sehr straffen Händen wurde dies kunterbunte Gebilde zu einer Einheit zusammengeschweißt. Besonders deutlich wird das, wenn man die gewaltsame Politik des neuen Staats der katholischen Kirche gegenüber ins Auge faßt.¹⁾ Die Katholiken Badens waren damals fünf Bistümern zugehörig: Konstanz, Basel, Speyer, Worms und Würzburg. Dem Vatikan, der damals sehr wenig Macht besaß, wurde, bei heftigster Opposition des Klerus und auch der Laienschaft, in Baden selbst die Bildung eines das ganze Badische Gebiet umfassenden Erzbistums Freiburg abgezwungen. Zweifellos hat der Erfolg gezeigt, daß diese Maßnahme, die sogar im Anfang dadurch noch besonders hart war, daß die gemeinsame Finanzverwaltung nach Karlsruhe gelegt wurde, klar war: daß sich mit der Zeit eine Art badischen Nationalgefühls entwickelte, daß heute gerade in den katholischen Kreisen das Zusammengehörigkeitsgefühl der Badener untereinander so lebendig geworden ist, ist ohne Zweifel dem zu verdanken, daß die kirchliche Einheit sich so kräftig durchsetzte. Es bekam das junge Großherzogtum durch diese kirchliche Vereinheitlichung eine seelische Unterstützung von innerlichster Wirksamkeit. Von da aus ist auch das Bestreben der Staatsregierung zu verstehen, zunächst einmal in Karlsruhe für die protestantischen Kirchen eine einheitliche Kirchensektion zu schaffen, dann aber auch eine Kirchenvereinigung zu erstreben.

Diese Union hatte aber überhaupt nur dann einen Sinn, wenn sie wirklich zu einer Verschmelzung führte, nicht nur zu einem Nebeneinander, weil nur so die altbadischen Lande und die Pfalz zu einer wirklichen Einheit sich entwickeln konnten. Vom staatspolitischen Gesichtspunkt aus war — in Analogie zu dem Vorgehen auf katholischem Gebiet — infolgedessen die Herstellung einer Consensusunion durchaus verständlich.

II.

An dieser Stelle erhebt sich aber nun die Frage: Mußte dieses Bestreben nicht notwendig zu einem neuen Bekenntnis führen, d. h. dazu, daß man den Versuch machte, in einem Einheitsbekenntnis zum Ausdruck zu bringen, in welchem gemeinsamen Glauben man sich zusammenfinden wollte?

In der Tat, an Bestrebungen, die nach dieser Richtung gingen, hat es auch nicht gefehlt. Zunächst hat schon die für die Vorgeschichte der Union maßgebende Persönlichkeit, der Berater des Markgrafen, des späteren Großherzogs von Baden, Karl Friedrich, Johann Niklas Friedrich Brauer, nach dieser Seite hin vorgearbeitet. In seinen „Gedanken über einen Kirchenverein beider protestantischen Religionsparteien“ (Karlsruhe 1803) gehen seine Gedanken darauf, für alle strittigen Lehren eine Art Consensus auszuarbeiten, auf Grund dessen er sich allein einen „Kirchenverein“, d. h. eine Union, denken konnte. Dabei geht er, übrigens Jurist, der selbst eine für die damaligen Verhältnisse orthodoxe, nämlich

¹⁾ H. Burger, Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. Freiburg 1927.

eine etwa dem Tübinger Supranaturalismus entsprechende Theologie vertrat, bei dem Hauptproblem des Abendmahls auch auf die Lehre von der communicatio idiomatum, sowie auf das Problem der manducatio impiorum ein, ferner aber neben der Abendmahlslehre auf die Prädestinationslehre, auf die Frage der Tauf- und Abendmahlsriten, der Perikopen, des Beichttritus, des Katechismus, wobei er überall den Dissensus und Consensus feststellt, die Möglichkeit, sich über den Dissensus, weil er nicht fundamental sei, oder weil er nicht klar aus der Bibel zu Entscheidendes beträfe, zu verständigen, herausarbeitet und in der Frage des Katechismus die allgemeine Reception des Lutherischen Katechismus mit kleinen Änderungen vorschlägt.

Zunächst ist man auf dieser Bahn fortgeschritten. So hat z. B. der Heidelberger lutherische Kirchenvorstand im Juli 1848 eine Erklärung¹⁾ herausgegeben, in der festgestellt wird: „Wir halten eine Vereinigung für ausführbar, weil beide Kirchen in dem Grundsatz übereinstimmen: die vernünftig erklärte Heilige Schrift ist die einzige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehre, und jeder Christ darf und soll selbst daraus schöpfen, ohne irgend einem Glaubenszwang unterworfen zu sein, weil sie in ihren Ansichten von nur wenigen Lehren von einander abweichen, und weil ein für beide befriedigendes kirchliches Bekenntnis um so leichter ausgemittelt werden kann, weil sie beide sich nur an die Aussprüche der Heil. Schrift halten, weil dem Glauben des einzelnen dadurch kein Zwang angetan werden kann, und weil ein liberalerer Geist im Denken und in der Auslegung der Heiligen Schrift in unseren Tagen herrschend geworden ist.“

Atmet diese Erklärung zweifellos ausgesprochen rationalistischen Geist und denkt sich offenbar die Meisterung des Problems reichlich einfach, so zeigt die Erklärung, die der Konvent ref. und luth. Geistlicher in Mittelschefflenz im Juli 1819 herausgegeben hat,²⁾ daß man das Problem auch sehr viel ernster anpacken konnte. Hier wird erklärt: „Das erste Unterscheidungszeichen jeder Kirche ist ihr Glaubensbekenntnis, ihr Lehrbegriff, worin sie ihren Glauben und ihr religiöses Leben ausstreicht. Damit haben überall die Alten begonnen, die Neueren scheinen einen bequemeren Weg versuchen zu wollen, und daß man sagt, die Bibel selbst sei die Norm und der Inbegriff des Glaubens der neuen vereinigten Kirche, so war das eben von jeher der große Kampf: was die Bibel lehre, und Rechtgläubige und Häretiker haben auf gleiche Weise ihre Meinungen auf Gottes Wort zu stützen gesucht. Daher ist zu fürchten, daß eine solche Kirche ohne Lehrbegriff und symbolische Bücher endlich der Tummelplatz alles Indifferentismus, alles Aberglaubens und Unglaubens und der abenteuerlichsten Meinungen werden möge, und solch ein kirchlicher Verein, der nicht weiß, was er zu glauben und zu lehren hat, muß in seiner Unentschiedenheit recht dastehen wie ein Spott oder Ärgernis für jede religiöse Gesellschaft, die in strenger Konsequenz und Einheit ihr Kirchentum fest bewahrt.“ Dieselbe Einstellung begegnet in

¹⁾ — Folgendes die Quellensammlung: Prof. D. Joh. Bauer, Zur Geschichte des Bekenntnisstandes der vereinigten evang. prot. Kirche im Großherzogtum Baden, Heidelberg 1915, S. 36. (rit. Bekst.).

²⁾ Bekst. S. 39

einem Gutachten eines Mosbacher Pfarrverwesers Bauer, der mit seinem reformierten Kollegen in Verbindung getreten war, um die Möglichkeit für eine Union zu klären. Er formuliert so:¹⁾ „Ehe die Vereinigung äußerlich geschehe, wünscht jeder mit Ernst die Sache Überlegende, daß ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntnis, wie einst in den symbolischen Büchern, ausgesprochen und so der ganzen Welt offenkundig vorgelegt würde, zum klaren Beweise, daß beide Konfessionen wirklich im Geist Eins sind. Denn gegen eine bloße äußerliche Vereinigung, die nicht aus innerer Überzeugung geschieht, wo man beide Konfessionen nur zusammenwirft, um die eine oder andere Gemeinde aus ihrer Armut herauszureißen, wo man nicht vorher gefragt hat und wird: Was glauben wir? und: Glauben wir dasselbe? — Gegen eine solche Vereinigung sträubt sich mit Recht jedes fromme Gemüt und hält sie für etwas Unheiliges.“

Für die endgültige Schaffung der Union ist es denn auch bezeichnend gewesen, daß man sich nach dieser Seite hin bemühte. Freilich hat man nur über die Abendmahlslehre ein Consensusbekenntnis wirklich ausgearbeitet, offenbar von der Voraussetzung ausgehend, daß sich der Dissensus auf die Abendmahlslehre beschränkte. Auf einer Karlsruher Konferenz vom 10.—13. November 1819 einigte man sich über die Abendmahlslehre in 8 Fragen, die dann, freilich übrigens im lutherischen Sinn leise verändert, nicht nur der Unionsurkunde eingefügt wurden, sondern auch ein alle Umarbeitungen überdauerndes Stück des Katechismus gebildet haben und bilden.²⁾ Man hat auch darüber hinaus die Schaffung eines „Lehrbuchs“ für besonders wichtig gehalten, das zwar kein eigentlich symbolisches Ansehen genießen, aber doch für den Schul- und kirchlichen Unterricht der vereinigten Kirche eine maßgebende Grundlage bieten sollte. Es liegt also auf der Hand, daß man ursprünglich durchaus den Weg gehen wollte, ein neues Bekenntnis zu schaffen, weil man sich eine bekenntnislose unierte Kirche nicht denken konnte und der Hinweis etwa nur auf die Heilige Schrift doch als allzubequem und dazu reichlich unbestimmt empfunden wurde. Mit welchem Ernst man diesen Gedanken folgte, geht auch daraus hervor, mit welcher Begründung man schließlich das schon ausgearbeitete Lehrbuch jedenfalls in der vorgelegten Form ablehnte. Für seine Annahme sprachen ja doch in hohem Maße sowohl pädagogische (die beiden bisherigen Katechismen fand man für den Unterricht ungeeignet) und kirchliche (man hätte lieber ein moderneres, den damaligen Glaubensstand aussprechendes Buch in den Händen der Kinder und der Gemeinde gehabt, das vor allem das Gemeinsame des Glaubensstandes der vereinigten Kirche zum Ausdruck gebracht hätte) Gründe. Dadurch, daß man es ablehnte, war man gezwungen, noch weiterhin die beiden Katechismen, die doch die konfessionelle Differenz festhielten und also auch der Jugend weiter zum Bewußtsein brachten, zu benutzen. Aber auf ein Gutachten des Heidelberger Professors Schwarz wurde das Lehrbuch zur Umarbeitung an die Fakultät zurückverwiesen (und scheint

¹⁾ Bekst. S. 36.

²⁾ Bauer, Die Union 1821 (Heidelberg 1921) (cit. Union) S. 78 ff. Sehr interessant ist besonders der S. 82 ff. abgedruckte Kommissionsbericht über das „Lehrbuch“.

ziemlich in der Versenkung verschwunden zu sein), weil es eben doch als Bekenntnisbuch für zu unreif erachtet wurde.

Man hat also offenbar doch an dem Gedanken eines irgendwie umfassenden, gemeinsamen Glauben zum Ausdruck bringenden Bekenntnisbuches sehr gehangen, wollte keine bekenntnislose Kirche haben, sondern eine Kirche mit einer klaren Bekenntnisgrundlage — aber eben auf der Grundlage eines dabei vorausgesetzten wirklichen Consensus im Glauben und in der Lehre.

Trotzdem ist in der Unionsurkunde selbst eine andere Tendenz durchgeschlagen. Das ist die Hauptfrage, die zu klären ist: Wie ist es zu erklären, daß man nun doch ganz anders verfuhr, daß man, wie es im § 2 der Unionsurkunde klar am Tage liegt, sich darauf beschränkte, nur bezüglich des Abendmahls einen Consensus der Lehre festzulegen, im übrigen aber neben einander die alten reformatorischen Bekenntnisschriften nannte? Denn so lautet ja nun dieser §: „Die vereinigte ev. prot. Kirche legt den Bekenntnisschriften, welche späterhin mit den Namen symbolischer Bücher bezeichnet wurden und noch vor der wirklichen Trennung in der evang. Kirche erschienen sind, und unter diesen namentlich und ausdrücklich der Augsburgischen Konfession im allgemeinen, sowie den besonderen Bekenntnisschriften der beiden bisherigen evang. Kirchen im Großherzogtum Baden, dem Katechismus Luthers und dem Heidelberger Katechismus das ihnen bisher zuerkannte normative Ansehen auch ferner mit voller Anerkennung desselben insofern und insoweit bei, als durch jenes erstere mutige Bekenntnis vor Kaiser und Reich das zu Verlust gegangene Prinzip und Recht der freien Forschung in der Heiligen Schrift als der einzigen sicheren Quelle des christlichen Glaubens und Wissens wieder laut gefordert und behauptet, in diesen beiden Bekenntnisschriften aber faktisch angewendet worden, demnach in denselben die reine Grundlage des evang. Protestantismus zu suchen und zu finden ist.¹⁾ Wie ist die Entstehung dieses Paragraphen zu erklären und was bedeutet er?

Für das Verständnis dieses Paragraphen ist wesentlich, daß man sich zunächst einmal vergegenwärtigt, daß er ursprünglich in einem völlig anderen Zusammenhang gestanden hat.²⁾ In der Vorlage der Kirchenregierung wurde ursprünglich vom Bekenntnis der Kirche innerhalb der Kirchenverfassung im Zusammenhang damit, daß die Landeskirche ihren Blick „auch nach außen richtet“ gesprochen. In den ersten 18 Paragraphen war die innere Ordnung der Kirche festgelegt. Der § 19 beginnt mit den Worten: „So in ihrem Innern auf die Grundlagen einer freien Selbstständigkeit geordnet, richtet die Ver. ev. Landeskirche ihren Blick auch noch nach außen . . .“ Im § 20 wird dann unter diesem Gesichtspunkt der Name der Kirche begründet: „Evang. prot. nennt sie sich, um ihre Unabhängigkeit von jeder anderen Kirche, in welcher eine der evang. Kirche fremdartige menschliche Autorität vorwaltet, und um das geistige und kirchliche Verhältnis festzuhalten, in welches die Gesamt-Ev. Kirche zu der anderen Hauptkirche, aus welcher sie durch die Reformation schied, getreten ist, und welches die vereinigte evang. Landeskirche in Gemein-

¹⁾ Union, S. 151. ²⁾ Im Folgenden Bekst. S. 49.

schaft mit den gleichen Kirchen anderer Staaten treu zu bewahren gesonnen ist. Und nun fährt der § 21 fort: „In gleichem Sinn und zu gleichem Zweck legt die vereinigte evang. prot. Kirche denjenigen Bekenntnissen und Schriften“ usw. Dabei werden im Unterschied von der endgültigen Formulierung die beiden Katechismen nicht erwähnt. Daß dabei mit diesem Blick nach außen nicht nur, wie man zunächst denken könnte, der Blick auf die katholische Kirche gemeint ist, geht aus den §§ 22 und 23 des ursprünglichen Entwurfs hervor: § 22: „Indem sich also durch Vorstehendes die vereinigte Bad. Landeskirche den ersten und steten Grundlagen der Gesamt-Evang. Kirche . . . anschließt, so glaubt sie sich dadurch . . . auch alle brüderliche Anerkenntnis und alle kirchlichen Rechte und Wohltaten in den evang. prot. Staaten zu sichern, welche in ihrer Mitte einer Union nicht zu bedürfen glauben oder ihr noch nicht beigetreten sind; sowie sie aus gleichen Gründen (§ 23) der Überzeugung ist, daß, wenn die Sache der Kirchenvereinigung zur Kenntnisnahme der deutschen Bundesversammlung gelangen wird, auch ihr mit den übrigen evang. Kirchen dieselben Rechtsverhältnisse, Wohltaten und Garantien werden zugesichert werden, welche den beiden evang. Konfessionen in ihrer Trennung und vor dessen Wiedervereinigung reichsverfassungsmäßig zugestanden, da durch diese bloße zurückkehrende Konsolidation derselben nichts in ihrem inneren Bestand und Wesen geändert wird“.

Wenn man diesen Zusammenhang, in dem ursprünglich unser § stand, überblickt, so ergibt sich zunächst, daß er ursprünglich den Sinn hatte, den Standort der Landeskirche gegenüber der katholischen Kirche festzulegen. Die Berufung namentlich auf die Augustana, sowie auf die anderen protestantischen Bekenntnisse will also der Kirche die Gliedschaft im Gesamtprotestantismus sichern. Von da aus wird klar, was eigentlich der Hinweis darauf, daß die Augustana „das Princip des Rechts der freien Forschung in der Heiligen Schrift als der einzig sicheren Quelle des christlichen Glaubens und Wissens wieder laut gefordert und behauptet habe“, bedeutet. Im Lauf des 19. Jahrhunderts hat man diese Aussage vor allem in dem Sinn verstanden, daß damit das Recht einer kritischen Theologie stabilisiert sei: der theologische Liberalismus hat darin seine kirchliche Legitimität begründet gesehen. Damit hat aber offenbar dieser Satz nichts zu tun. Er geht einfach darauf, daß damals zur Frage des Bekenntnisstandes der ev. prot. Kirche Badens, Spalte 5 in Augsburg in jenem „mutigen Bekenntnis vor Kaiser und Reich“ eine Kirchenreinigung auf der Grundlage unternommen wurde, daß man sich im Gegensatz zu einer durch Menschentradition entstellten und verderbten Kirche rein auf Gottes Wort stützte. Es geht also in jenem Satz von der freien Forschung in der Heiligen Schrift nicht um Theologie, sondern um die allgemeine Grundlage des Protestantismus überhaupt, allein auf Grund der Schrift Artikel des Glaubens zu stellen. Indem man diesen Gundsatz „nicht nur forderte, sondern anwandte“, hat man mit den kirchlichen Mißbräuchen der katholischen Kirche aufgeräumt, ist auch lehrmäßig die Möglichkeit zu dem gegeben worden, was in unserem Zusammenhang reiner Protestantismus genannt wird. Freie Forschung in der Heiligen Schrift hat zum Gegensatz: Gebundenheit an das katholische Traditionsprinzip. Es ist bei ihr also auch nicht nur an Theologen

gedacht, sondern an die Gründung des Glaubens jedes Gemeindegliedes auf ihr freies, nicht durch eine päpstliche Lehrautorität gegängelt, Forschen in der Schrift.

Gleichzeitig aber hatte der § 2 ursprünglich noch eine andere Bedeutung. Man hegte damals wegen der Rechtsgestalt der neuen Kirche ernstliche Befürchtungen. Die Rechtsgrundlage der Pfälzer Kirche war ja immer eine nicht ganz ungefährdete gewesen. Sie war dadurch, daß die reformierten Kurfürsten immerhin die Augsburgische Confession unterschrieben hatten, insofern gesichert, als die Pfälzer Kirche auch unter den Wittelsbacher katholischen Landesherren als Konfessionsverwandte der Augsburgischen Konfession anerkannt war. Die Gefahr, daß falls etwa die Pfalz wieder an Bayern zurückfallen sollte — mit solchen Möglichkeiten mußte man ja in jenen ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch rechnen —, die katholische Obrigkeit die Kirche, falls sie nicht mehr ausdrücklich sich zur Augustana bekannte, nicht mehr als reichsgesetzlich geschützt anerkennen würde, war nicht ganz von der Hand zu weisen. Dazu kam, daß überhaupt fraglich war, wie sich die deutsche Bundesversammlung zu der Frage einer unierten Kirche stellen würde. In einem Gutachten des ref. Kirchenrates Abegg (Heidelberg)¹⁾ werden solche Bedenken laut: „Ich stimme der Erklärung bei, daß nämlich die Vereinigung der beiden evang. Konfessionen nicht eher vollzogen werden möge, bis nicht nur von der Landesherrschaft, sondern auch von der deutschen Bundesversammlung die Erklärung ausgegangen ist, daß die vereinigte evang. christliche Kirche im rechtmäßigen Besitz all der Güter bleibe, die bisher der luth. und ref. Kirche angehört haben. In der Zeit der Wahl Leopold II. wurde die Frage aufgeworfen, ob die prot. Kirche nicht innerlich und äußerlich von dem ursprünglichen Zustand soweit abgewichen sei, daß sie nicht mehr für diejenige gelten könnte, mit der das katholische Deutschland Verträge geschlossen habe. Mit größerem Schein der Richtigkeit könnte einmal gefragt werden: Man habe mit Evangelisch-Lutherischen und Reformierten Verträge geschlossen, nicht aber mit der neuen evang. christlichen Gemeinde.“ Auf diese Beziehungen weist der Wortlaut des § 23 ganz deutlich hin. Ursprünglich hat also die Erwähnung der Augustana auch einen ausgesprochen staatsrechtlichen Sinn gehabt. Man wollte die Rechtskontinuität der neuen vereinigten Kirche mit den beiden bisherigen beiderseits durch ihre Gründung auf die Augustana legitimierten Kirchen wahren.

Daraus geht übrigens auch hervor, was mit dem „bisher zuerkannten normativen Ansehen der Bekenntnisschriften“ gemeint ist. Man hat im Laufe des 19. Jahrhunderts vielfach hier einen Hinweis auf die Kirchenratsinstruktion von 1797 vermutet.²⁾ Und da diese übrigens im strengen Sinn des Worts nur für die markgräfllich-badische Kirche gültige Instruktion in Bezug auf die normative Geltung der Bekenntnisschriften starke Einschränkungen macht, — sie scheidet zwischen der Heiligen Schrift selbst als „einziger Norm der Lehre Christi und seiner Gesandten“, die allein grundlegend für die evang. Kirche sei, und Systemsätzen, die unter dem Einfluß der Philosophie formuliert worden seien und die nicht als Glaubensnorm zu gelten haben —, so nahm man an, daß durch die Be-

¹⁾ Bekst. S. 37. ²⁾ Vgl. zum Folgenden: Bekst. S. 11 ff.

merkung „bisher zuerkanntes normatives Ansehen“ für die Geltung der Bekenntnisschriften eine Einschränkung gemacht werden sollte: es sollte nur in sehr weitherzig auszulegender Weise die Geltung der durch die Bekenntnisschriften in Kraft gesetzten Lehnorm gültig sein. Man hat also auch an dieser Stelle eine wesentlich die eben betonte Geltung der Bekenntnisschriften wieder außer Kraft setzende Stellungnahme vermutet. Zweifellos ist es so, daß durch den Zusatz „insoweit“ eine solche Einschränkung der Geltung beabsichtigt ist. Aber der Zusammenhang zeigt ganz deutlich, daß an dieser Stelle bei dem „bisher zuerkannten normativen Ansehen“ an die staatsrechtliche Geltung der Bekenntnisschriften, vor allem der Augustana, gedacht ist.¹⁾

Die beiden ursprünglichen Tendenzen des Paragraphen wurden dann freilich durch die Versetzung des Paragraphen in einen anderen Zusammenhang verdeckt, bzw. getilgt. Damit, daß er aus dem Rahmen der Kirchenverfassung herausgenommen wurde und in die Einleitung der Unionsurkunde hineingenommen wurde, gewann der Paragraph einen etwas anderen Sinn. Die antikatholische Tendenz wurde zum mindesten stark reduziert: man erwähnte die katholische Kirche nicht mehr, vermutlich, weil der badische Staat, der eine katholische Mehrheit zu berücksichtigen hatte, aus Toleranzgründen kein Interesse daran haben konnte, konfessionelle Gefühle unnötig zu reizen. Die Rücksicht aber auf die Bundesversammlung, bzw. überhaupt auf andere Staaten ging gegen die Ehre des inzwischen sich konsolidierenden Staates. Eine Abtretung der Pfalz an Bayern kam nicht mehr in Frage. Der Staat fühlte sich stark genug, um sich durchzusetzen bzw. um jeden Angriff auf eine unter seiner Ägide durchgeführte Union seiner Kirchen abzuwehren. Deshalb wurden jene Paragraphen 22 und 23 ganz gestrichen und der Bekenntnisparagraph wurde in einen völlig anderen Zusammenhang gestellt.

(Schluß folgt).

¹⁾ Wenn auch der Zusatz „unveränderte“ AC. fehlt, so ist er doch vermutlich vorauszusetzen.

Themen bei der 2. theologischen Prüfung

Die schriftlichen Themen bei der zweiten theologischen Prüfung im Spätjahr 1949 lauteten:

1. Dogmatik: Das dreifache Amt Christi, seine Begründung aus der Schrift u. seine fortlaufende Bedeutung für das Leben in der Kirche.
2. Ethik: Die ethische Bedeutung von Hebr. 1, 2 c: „Durch welchen er auch die Welt gemacht hat“.
3. Homiletischer Entwurf: Luk. 12, 35—43.
4. Katechetischer Entwurf: Katechismusfrage 48.
5. Prüfungspredigt: 1. Petr. 2, 5—8 a.

Buchbesprechungen

„Die Christenlehre“, Zeitschrift für das katechetische Amt, Berlin-Weensee, Parkstr. 21, Einzelheft DM 2.—, vierteljährlich DM 5.40.

Diese jetzt im 2. Jahrgang erscheinende und für den katechetischen Dienst einzige Zeitschrift in der Ostzone zeugt vom Neuanfang der kirchl. Unterweisung. Einen für das Katechumenat der Kirche interessanten Aufsatz von Werner Rautenberg bringt das Augustheft 1949 (Nr. 5, 2. Jahrg.) „Zur Geschichte der christlichen Unterweisung und des Katechetenstandes“. Hierin wird diese Frage von der Reformation bis 1945 im Zusammenhang dargestellt (der Verf. ist der Präses der Pommerschen Provinzialsynode). In den vorliegenden Heften finden sich immer recht gute, die Arbeit des Katecheten befruchtende Aufsätze, z. B. „Zur Behandlung der Weihnachtsgeschichte durch das Kirchenlied“, „Über die Engel“, „Der Christ und die Arbeit“, „Hat Jesus gelebt?“, „Die äußere Mission in der Christenlehre“, „Die Geschichten von Saul und David im Unterricht“; ferner sind jedem Heft eine Anzahl recht ausführlicher Unterrichtshilfen mit beachtlichen methodischen Bemerkungen beigegeben (derzeit Texte aus 1. Sam.). Es sind auch Unterrichtshilfen für Behandlung von Lebensfragen in Oberklassen vorgesehen; auch über Behandlung der Kirchengeschichte soll Grundsätzliches und Darbietung des Stoffes folgen. Auf jeden Fall eine reiche Fundgrube für alle im katechetischen Amt Stehenden, auch für die in den Westzonen.

Glaube und Forschung, Vorträge und Abhandlungen der Ev. Akademie Christophorusstift Hemer, in Verbindung mit Karl Lücking und Hans Erich Stier, herausgegeben von Günter Howe, 1. Folge, Verlag Bertelsmann Gütersloh, 1949, 149 S., kart. DM 3.50.

Die vier Beiträge der 1. Folge stammen von Friedrich Karl Schumann (dem Leiter dieser kirchl. Forschungsakademie, die die Fragenzusammenhänge, wie sie sich in der gegenwärtigen geistigen und politischen Situation der ev. Kirche stellen, stetig erforschen will): „Zur Überwindung des Säkularismus in der Wissenschaft“ (dieser Aufsatz will den Gegenwartshorizont aufhellen, innerhalb dessen sich die Akademiearbeit entfalten soll; Wesen und Ursprung des Säkularismus werden deutlich und seine Überwindung in der Wissenschaft als die Aufgabe gezeigt, wobei es sich „nicht um Propagierung eines Irrationalismus handeln kann“); dieses Thema ist eigentlich die geheime Überschrift auch der folgenden Beiträge: Oskar Söhnngen: Die Erneuerungskräfte der Kirchenmusik unserer Tage; Günter Howe: Vorbemerkungen zum Gespräch zwischen Theologie und Physik (bereits in „Ev. Theologie“ 7. Jahrg. veröffentlicht); Alfred Müller-Armack: Über die Macht des Glaubens in der Geschichte. Die Beiträge wollen Gebildeten aller Berufe zeigen, wie Denken und Glauben sich in gemeinsamer Arbeit neu vereinigen können. Man wird dankbar an das ständige Anliegen Karl Heims erinnert.

Leo Fremgen, **Ethik** Teil I (in der Reihe „Evangelisches Theologiestudium“, Herausgeber Herbert Paulus), Verlag von der Brüggen, Erlangen, 1949, 135 S., DM 5.60.

Diese „Ethik I“ ist in drei Abschnitte gegliedert: Einführung in die Ethik; Anthropologie und Psychologie zur Ethik; Christ und Ethos. (Der

II. Teil hätte dann die „Entfaltung“ also die dem Christen aufgetragene persönliche und öffentliche Lebensgestaltung, zu bringen). — Diese neue Grundrißreihe gibt vor, den wissenschaftlichen Stoff „mit größter Konzentration und prägnanter Kürze“ zu bringen. Nun ist bei der theol. Ethik doch (wie der Verf. selbst es angibt) das „in der Hl. Schrift niedergelegte Gebot der Gottes- und Nächstenliebe“ in seiner Aktualisierung zu zeigen. Ob dieses Spezifische christlicher Ethik dann „auch“ noch „in seinem Anknüpfen-können an das Humane“ — neben der Erkenntnis seines „Anders-begründet-seins“ — bestehen kann? — Verf. behauptet, trotz Ausgangs vom allgemein Sittlichen der Gefahr der Relativierung der christl. Botschaft nicht zu erliegen. Aber wenn zum Schluß (15. Kap.) Evangelium, Gebet, Gebot, Gottesdienst, Abendmahl nur noch „Ethos-Hilfen“ sind, die den Christen in der Welt „begleiten“, wäre die „christlich-ethische Existenz“ gewiß eine fragwürdige Sache (so fragwürdig wie etwa der Abschnitt „Das Gewissen“!) Ob man mit solchen „Grundrissen“ wirklich studieren kann — das ist mir die Frage! Und wo man mit solchem „Wissen“ dann Examen machen soll — auch! Lic. Max Loeser.

Leo Fremgen: **Und dann, Zarathustra?** Ein Buch für einen und alle. C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh, 1949, 320 S. Halbl. DM 12.—.

Wer die Titelseite dieses Nietzschebuches umwendet, liest: „Metaphysische oder naturalistische Grundlegung der Kultur? — Cum ira et studio“. Damit ist programmatisch das Wesentliche über Inhalt und Weg ausgesagt.

Das Anliegen Fremgens ist: „eine Kultur und Ethik metaphysischer Gründung zu fördern und bauen zu helfen“ (S. 21), weil das Abendland durch die Gegenforderung und den noch immer nicht eingestellten Gegenbau einer rein biologisch-naturalistischen Scheinkultur aufs ernste gefährdet ist, weil die Frage der metaphysischen oder naturalistischen Begründung der Kultur die entscheidende Frage für die Zukunft Europas ist. Daß ein solches „Menschheitsanliegen“ zur Auseinandersetzung mit Nietzsche und gerade mit seinem „Zarathustra“ führen muß, bedarf keiner näheren Erläuterung.

F. stellt fest, die Haltung, aus der man bisher Nietzsche beurteilt habe, sei pro oder contra gewesen, im besten Falle aber objektiv = sine ira et studio. Diese „Objektivität der Beurteilung“ genügt ihm aber nicht, er sucht „den neuen Weg einer von Kritik und Liebe, von ‚ira‘ und ‚studium‘ gemengten Betrachtungsweise zu beschreiten.“ (S. 14.) Schon daraus geht hervor, daß F.'s Arbeit sich vorteilhaft abhebt von dem dunklen Hintergrund jener Nietzsche-Bücher und -Aufsätze der letzten Jahre, in denen man in dem philosophierenden Dichter verallgemeinernd den Prügelknaben für die deutsche Katastrophe unserer Tage gefunden zu haben meinte. So sehr auch F. die im „Zarathustra“ verkündete naturalistische Begründung der Kultur ablehnt, so sehr erkennt er die darin enthaltene Kritik an „unserem allgemein-menschlichen So-sein“ (S. 15) auch für unsere Zeit an. Und wenn auch er Nietzsche nicht freisprechen kann von der Mitschuld an der deutschen Situation der Gegenwart, so nennt er sein Buch doch nicht „Antizarathustra“, sondern fragt verstehend: „Und dann, Zarathustra?“

F. ist sich bewußt, daß — gerade auch im „Zarathustra“ — oftmals der Dichter Nietzsche dem Philosophen „durchgegangen“ ist, daß damit das Problem der Nietzsche-Wirkung weitgehend ein Formproblem ist. Er kommt daher am Ende trotz aller sachlichen Gegnerschaft für Nietzsche persönlich zu dem Urteil, er habe „den Angriff als Methode der Selbstüberwindung gepflegt“.

Die Aufgabe, „die metaphysischen Grundlagen der Kultur stets erneut zu behaupten und für ein danach ausgerichtetes Leben und Ethos einzutreten“ (S. 21), fällt nach F. nicht nur der Theologie, sondern ebenso der metaphysischen Philosophie zu. Und gerade das macht einen Hauptreiz des Werkes aus, daß der Verf. sein Anliegen sowohl mit der Überzeugungsstärke des Theologen, als auch mit der nüchtern-klaaren Verständesschärfe des Philosophen vertritt.

F. setzt sich mit jedem einzelnen „Zarathustra“-Kapitel auseinander, doch nicht fortlaufend so, daß der Eindruck eines im wesentlichen negativen Kommentars entstände, sondern systematisch. Nach einer Einleitung Vom Leben — eine Ouvertüre zur Ethik — gliedert sich die Untersuchung in drei Teile: a) Vom metaphysischen Eros, b) Der Anker im Jenseits, c) Praktische Metaphysik. Das Ganze klingt aus mit einer Betrachtung: Vom Abendland — Vorläufiger Abschluß des Diskurses mit Nietzsche und Versuch einer Prophetie.

Der Schwerpunkt des Buches liegt m. E. in den Erörterungen zur Praktischen Metaphysik. Der naturalistische Nomos der neuen Tafeln Zarathustras ist an der Wirklichkeit gescheitert. Wir müssen unsere Blicke emporheben zu der vielgeschmähten „Hinterwelt“. „Die Glaubhaftmachung dieser metaphysischen Hilfe aber liegt bei uns: In unserem Handeln nur aus Liebe.“ (S. 228.) Das ist denn auch der Sinn der Prophetie am Schluß des Werkes: Liebe allein kann das Abendland retten, Liebe, die nicht möglich ist ohne metaphysische Verankerung (S. 319), konkret gesprochen: ohne die Hilfe des gegenwärtigen Christus (S. 274 u. ö.).

F. predigt nicht resignierenden Kulturpessimismus wie einst Spengler, im Grunde ist er optimistisch: „Wir sind unterwegs: Das könnte, das muß eine ganze Philosophie sein. (S. 316.) So ist sein Buch ein wertvoller Beitrag sowohl gegen müdes laissez faire — laissez passer, als auch gegen jede Art von leerem, leichtfertigen Nihilismus.

Die sorgfältige Kenntnis des Werkes Nietzsches, die Reichhaltigkeit der Auseinandersetzung im einzelnen, die an Nietzsche selber geschulte Brillanz der Aussage (wenn auch in Einzelfällen die Grenze erreicht ist), die bei aller Zurückhaltung spürbare Leidenschaftlichkeit des metaphysischen Eros empfehlen die Lektüre dieses Nietzsche-Buches.

Dr. H. Zeise.

Jeremias, Prof. D. Dr. Joachim: **Die Abendmahls Worte Jesu**, 2. völlig neubearbeitete Auflage. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1949. 128 S. Brosch. DM 6.80.

Auf den neuesten Stand der wissenschaftlichen Abendmahlsforschung gebracht, bezeugt diese Neuauflage nicht bloß die bei dem Verfasser auch sonst (z. B. in seiner Bearbeitung der Kindertauffrage) beobachtete rühmliche Aufgeschlossenheit für fremde Arbeit, sondern auch sehr selbstän-

dige Eigenstudien. Seinen Satz, daß „Exegese Sache des Gehorsams“ sei, übt Jeremias in diesem Buch mit großem Geschick, ob es sich um die biblischen Texte oder um die rabbinische Literatur handelt. Auch wer deren unmittelbaren Ertrag für Probleme der Tage Jesu um der späteren Entstehung willen nicht als gegeben ansieht, kann mindestens ihren heuristischen Wert nicht verkennen wollen. — Das Buch ist in 4 Abschnitte eingeteilt:

Abschn. I. War Jesu letztes Mahl ein Passahmahl? Der Datierungsdifferenz zwischen Johannes (14. Nisan) und den Synoptikern (15. Nisan) hinsichtlich des Todestags Jesu, die durch keinen Harmonisierungsversuch überzeugend aufgelöst werden kann, geht J. mit der astronomischen Chronologie zuleibe mit dem Ergebnis, daß der Karfreitag sehr wahrscheinlich auf den 7. April 30 als den 15. Nisan fiel, das letzte Mahl Jesu also ein Passahmahl war. Zu gleichem Resultat führt die äußerst sorgfältige Untersuchung von 10 Einzelangaben der Abendmahlstexte. Einwände werden widerlegt. Jesu Abendmahlsverse werden in den Rahmen des Passahmahles eingeordnet.

Abschn. II bringt die literarkritische Behandlung des A.-M.-Berichts im Rahmen der Passionsgeschichte.

Abschn. III fragt nach dem ältesten Text von Jesu A.-M.-Worten. Einer Erörterung des Schweigens des Joh.-Evangeliums folgt die des Problems der beiden Rezensionen bei Lukas, entschieden zugunsten des Langtextes. Der Markustext der Deutenworte Jesu der erreichbar älteste Text: Dies ist das Ergebnis der von Jeremias durchgeführten Textvergleiche. Dies gelte auch für den eschatologischen Ausblick, der in Luk. 22, 15—18 in sachlich ursprünglicher Doppelung vorliege. Die Authentizität des Markusberichts wird an seinen Semitismen erhärtet, auch im Vergleich mit der Aus- und Umgestaltung, wie sie Paulus in Antiochien überkam, behauptet

Abschn. IV gilt dem Sinne der A.-M.-Worte Jesu, die aramäisch wahrscheinlich lauteten: „den bisri“ (Hebr. basar = griech. sarx) und „den 'idmi“ (dam = haima) ohne eine Kopula wie das griech. estin. den = touto ist Subjekt der Sätze. „Fleisch“ und „Blut“ setzen je für sich die Tötung voraus, die sie trennt. Jesus redet von sich als Opfer. Vermutlich hat Jesus das Passahlamm auf sich selbst gedeutet (vgl. 1. Kor. 5, 6 f.) im Vergleich, nicht in Gleichsetzung, die als Blutgenuß dem Juden ein Greuel gewesen wäre. Das tertium comparationis ist die „Brechung“ und die „Vergießung“. Der Sinn des Doppelgleichnisses, in dem Jesus seinen stellvertretenden Tod ankündigt, ist: Ich muß den Opfertod sterben! die sühnende und erlösende Kraft des Todes Jesu gilt den „Vielen“, d. h. der Völkerwelt. Das die Sünden sühnende Sterben des Gottesknechtes leitet den Anbruch der Enderlösung ein. Der Genuß der Elemente verleiht Anteil an der Schenkung der Sühnekraft des Todes Jesu, an der Gabe für die Heilsgemeinde. So gewiß Jesu Jünger das Brot essen und den Wein trinken, so gewiß gilt ihnen das „Für Viele“ seines Sterbens und das „Mit euch“ der künftigen Abendmahlsgemeinschaft auf der verklärten Erde. — Fragen und Bedenken hat der Rezensent nur zum II. Abschnitt und zu der Deutung der Worte „zu meinem Gedächtnis“ (durch das Feiern des Mahls Gott bitten, daß Er seines Messias gedenke in Herbeiführung der Vollendung). Im übrigen glaube ich, daß das Buch die vielen Einzelfragen

meist treffend beantwortet hat, die heute zur Diskussion stehen. Die obige Inhaltsangabe kann nicht entfernt einen Begriff geben von dem Reichtum des gelehrten Wissensstoffes, der in diesem Buch und seinen unzähligen Anmerkungen niedergelegt ist, das Buch sollte von jedem Theologen studiert werden.

D. Karl Bender.

Dienst am hilflosen Volk. 100 Jahre Stetten im Remstal. Herausgegeben von Pfarrer Ludwig Schlaich. Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart, 1949, 76 Seiten.

Der Bericht über 100 Jahre Schwachsinnigenarbeit in Stetten i. R. ist weit über die übliche Form eines Rechenschaftsberichts hinaus grundsätzliche Darstellung der Entwicklung und der Probleme der Schwachsinnigenpflege. Hier war die Innere Mission ebenso bahnbrechend wie in der Erziehungsarbeit, wenn auch zu Beginn der Sonderbehandlung medizinische und fürsorgerische Erwägungen miteinander rangen. Der Bericht gibt ferner — wohl zum ersten Mal in dieser Art — eine lückenlose Darstellung der Ereignisse seit 1939, in denen Stetten als Vorkämpfer gegen die Vernichtung lebensunwerten Lebens weit über die Grenzen Württembergs hinaus bekannt geworden ist. Kampf und dauernder Widerstand führten schließlich zur Auflösung der Anstalt und später der Zweiganstalten, sodaß sie sich heute nur langsam von den bitteren Schlägen erholen kann.

Dr. Ina Hundinger.

Ruth Färber: Der Erzieher Wichern in Selbstzeugnissen. Heliand-Verlag, Lüneburg, 1949. 48 Seiten. Preis DM 2.—.

Ernst Benz: Wichern und der Sozialismus. Evang. Verlagswerk, Stuttgart, 1949. Evang. Schriftendienst, Heft 7. Herausgeber Dr. Günther Siegel. 45 Seiten. Preis DM 1.85.

Gustav Rauterberg: Joh. Hinr. Wichern und Oberschlesien. Ein soziales und pädagogisches Hilfswerk vor 100 Jahren. Druck: Köhring & Co., Lüchow/Hann., 1949.

Das Jubiläumsjahr der Inneren Mission 1948 hat bemerkenswerte Literatur über Wichern gebracht, die nicht nur Historisches in Erinnerung bringen, sondern die Bedeutung Wicherns für die Gegenwart auf den verschiedensten Gebieten fruchtbar gestalten will.

In dem erstgenannten Buch tritt Wichern als Erzieher gefährdeter Kinder und Jugendlicher hervor. Seit seiner Gründung des Rauhen Hauses 1833 sind in Deutschland rund 600 evang. Erziehungsheime dieser Art entstanden. Aus der Erkenntnis, daß Anstaltserziehung niemals ganz die Familie ersetzen kann, und infolge des Widerstreits der Meinungen für und wider eine evang. Anstaltserziehung stand diese ureigenste Arbeit Wicherns immer wieder im Brennpunkt der Meinungen. Die Zusammenstellung der wichtigsten Erziehungsgrundsätze Wicherns zeigt noch prägnanter als wir es aus seinen Werken wissen, wie modern Wichern in seiner Erziehung gewesen ist wie er eine vollendete Ordnung der Heimerziehung in Familienerziehung, Arbeitserziehung und Freizeitgestaltung verwirklicht hat. Auch seine religiöse Erziehung als Grundlage und Ziel aller Arbeit war jugendgemäß, nie drängend, eifernd oder moralisierend. Wichern war ein charismatischer Erzieher. Viele stehen, ohne geborene Erzieherpersönlichkeiten zu sein, in der Jugenderziehung

und -seelsorge in Haus, Schule, Anstalt. Ihnen können Gestalten wie Wichern Vorbild zu einer Erziehung werden, die aus dem Evangelium das rechte Maß der Liebe, Geduld und Zucht empfängt.

Zeitbedingt ist heute auch die Frage nach Wicherns Stellung zum Sozialismus; denn es scheint, daß Kirche und Sozialismus an einem Wendepunkt ihres Verhältnisses, nämlich in einer fruchtbaren Annäherung stehen. Es ist das Verdienst Wicherns, neben Franz v. Baader die Aufgaben der evang. Kirche am Proletariat erstmals gesehen und Wege für ihre Verwirklichung gezeigt zu haben: die praktische Einlösung der Botschaft von der Liebe, die Erfüllung der sozialen Verpflichtung der Kirche. Er verlangt den „neuen Typus des Geistlichen“, die Lösung der Kirche von der bisherigen Verflechtung mit den herrschenden Ständen und ihren Lebensformen: „Die Kirche muß Männer aus sich hervorgehen lassen, für die sich jede Stelle im Volksgetriebe in eine Kanzel verwandelt . . . Aber es soll nicht nur gepredigt werden. Die Kirche muß ein allumfassendes Auge haben und ein für alle Glieder und für die Unglücklichsten derselben am wärmsten schlagendes Herz“. Wenn auch Wichern an der beiderseitigen unglücklichen Konstellation gescheitert ist, so bedeutet er uns doch einen Markstein auf dem Wege der Fühlungnahme mit dem Sozialismus, die heute eine Weltangelegenheit geworden ist.

In Schlesien hat Wichern die soziale Frage praktiziert. Die dritt-angezeigte Schrift stellt eine gründliche Untersuchung der schlesischen Hilfsaktion Wicherns an 2500 verkommenen Kindern dar. Abgesehen von den Einzelheiten ist auch das grundsätzlich Positive herausgearbeitet: Schaffung neuen Vertrauens zwischen den beiden großen Kirchen in der notwendigen Zusammenarbeit und Weckung des Interesses des ganzen deutschen Volkes für ein notleidendes Gebiet. Allerdings wird hier an der Praxis noch deutlicher wie in den Schriften Wicherns, wie er von seiner lutherischen Kirchengauffassung her an der sozialen Frage scheitern mußte, weil er seine Hilfe auf die sittlich-religiöse Seite beschränkte und die wirtschaftlich-materielle dem Staate überließ.

Dr. Ina Hundinger.

Theodor Haug: **Die Wirklichkeit des Heiligen Geistes heute!** Vita Nuova-Verlag, Stuttgart-Degerloch, 1948. 2. Auflage. 182 Seiten.

Diese dem Landesbischof Wurm gewidmete Schrift des ehemals Herrenberger, jetzt Tübinger Dekans enthält die pia desideria eines Mannes an die Kirche, der von Anfang an zur BK gehalten, zugleich aber der deutschen „Gruppe“ entscheidende Förderung in der pfarramtlichen Tätigkeit wie im persönlichen Leben zu danken hat. Er sieht in der „Gruppe“ eine der vielen geistlichen „Truppengattungen“, von denen jede in der Kirche ihre Aufgabe hat. Der knappe Raum verbietet leider ausführliche Hinweise auf den Inhalt des Buches, die auch nur eine unzureichende Vorstellung davon geben können.

Das Sympathische an Haugs Buch ist die wirkliche Offenheit gegenüber allen Möglichkeiten, die bereit ist, sich auf jedem Wege zu Gottes Ziel führen zu lassen. Der große Ernst, mit dem nach den Früchten des Geistes in unserem kirchlichen Christentum gefragt wird, darf Gehör verlangen; er bringt beschämend zum Bewußtsein, wie wenig wir dem

Heiligen Geist gemeinhin zuzutrauen gewillt sind. Das Buch hat wirklich eine evangelistische Aufgabe an Theologen und Nicht-Theologen. Dennoch kann der Rezensent ein stellenweise auftretendes Unbehagen nicht ganz auf die vom Verfasser wiederholt angeprangerte Erstarrung des theologischen Denkens zurückführen. Es ist zwar ein grundsätzlicher Unterschied zu machen zwischen einer seelsorgerlichen Weisung und einer theologischen Aussage. Und so ließe sich für alles, was der Verfasser sagt, eine seelsorgerliche Situation denken, in der es nötig und richtig ist, so zu reden. Aber daneben ist nicht nur festzuhalten, daß die Seelsorge ja aus dem gleichen Glauben heraus erfolgt, der sich im Dogma ausspricht, und also etwas mit dem Dogma zu tun hat. Es kommt hinzu, daß ein Buch nicht mit einer konkreten seelsorgerlichen Situation gleichgesetzt werden kann. Die richtige Einsicht, daß theologisch „gesichertes“ Reden zur Seelsorge selten taugt, müßte doch im Rahmen einer theologisch klaren Zielsetzung stehen. Kann man dann aber so wie der Verfasser S. 66 von einer Bewegung des Menschen auf Gott hin reden als etwas Ergreifendem und Ernstem, das freilich erst durch die Begegnung mit Jesus weiterführe? Ist das mit Jesu radikaler Kritik am frommen Streben des Menschen (Pharisäismus) vereinbar? Der Begriff der „Spannung“ und des „Spannungsbogens“ (S. 34 ff) ist nun einmal nicht biblisch (1. Kor. 1, 27 ist der 2. Pol, die Weisheit, ja gerade verworfen! S. 36.). Das biblische Entweder—Oder von Paulus und Jakobus, d. h. nach Meinung des Verfassers doch wohl Glaube und Werke, kann nicht als „Spannung“ verstanden werden, die von höherer Warte besehen ein Sowohl—Als—auch wäre. Wo wäre dann die Grenze gegenüber einem Standpunkt „Jesus und Plato“ oder gar „Gott und Mammon“! Auch das Bild von den Truppengattungen des geistlichen Heeres, unter dem der Verfasser das Nebeneinander von „Luthertum und Calvinismus, Kirche und Pietismus, Konfession und Una sancta, Gruppe und Berneuchen“ (S. 12 f) darstellt, läßt doch nur allzuleicht vergessen, daß alle diese „Richtungen“ ursprünglich Ergebnisse bitter durchkämpfter Entscheidungen sind und nicht nur Entfaltungen eines Reichtums von Möglichkeiten. Dem Verfasser wäre es doch kaum möglich, z. B. auch BK und DC als zwei „Truppengattungen“ der Kirche anzusehen.

Mögen diese Anmerkungen ihrerseits auch als *pia desideria* an den Verfasser verstanden werden, deren Berücksichtigung die Bedeutung und die Wirksamkeit des Buches gewiß nicht beeinträchtigen würde.

Lic. Heinrich Greeven.

Konrad Onasch, **Gott schaut dich an**. Briefe über die altrussische Ikone. Ev. Verlagsanstalt Berlin 1949. 47 S., 20 Tafeln. DM 3.30.

Wir weisen die Amtsbrüder auf dieses Büchlein des brandenburgischen Pfarrers mit Nachdruck hin aus zwei Gründen: Einmal gibt es — wenn man im Einzelnen auch noch verschiedene Fragen hat — eine gute Einführung in die uns leider immer noch so fremde Welt ostkirchlicher Theologie und Frömmigkeit: die Verehrung der heiligen Bilder, der Ikonen, ist für die Ostkirche ja nicht nur eine Sache am Rande, sondern vielleicht ihr Herzstück: „Der Ikonograph malt das Geheimnis des Dogmas von der 2. Person der Trinität; damit malt er in den Heiligen die Offenbarung des Menschen von Gott her, den Menschen als die Ikone Gottes.“ „Die Menschwerdung Gottes ist selbst ein tiefsinniger ikonographischer Akt.“

graphischer Akt.“ „Auf diesem armseligen Holzbrettchen wiederholt sich die armselige Menschwerdung Gottes.“ „Der Weg zum Mysterium der Ikone geht über das Mysterium der Natur“, der durch die Menschwerdung Gottes erlösten und gewandelten Natur. „Im ganzen All sind die Ikonen Gottes zu finden.“ Zum andern: Wir werden hier aufgefordert, vielleicht genötigt, unseren — sagen wir einmal protestantischen — Weg zum Glauben, zu den göttlichen Dingen einer Revision zu unterziehen. Dem Glauben des Ohres steht der Glaube des Auges, dem Begreifen steht das Schauen gegenüber. Motto des Büchleins ist das Wort: „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ „Begreifen ist immer ein Ausdruck menschlicher Autonomie, ja oft menschlichen Hochmuts. Dieses Schauen aber, dieses Geöffnetwerden blinder Augen ist Gnade.“ Muß uns ein solches Wort nicht sehr zu denken geben? „Es gilt alle theologischen und überhaupt gemeineuropäischen Bedenken und Ressentiments ganz dahinten zu lassen. Es gilt überhaupt nicht mehr zu analysieren und zu vergleichen. Es gilt vielmehr in Ehrfurcht vor dem Geheimnis stehen zu bleiben, das uns aus den Heiligenikonen Altrußlands voller Ruhe und doch voll geheimer Leidenschaft anschaut!“

Leider geben die Tafeln ohne Farbe nur einen kümmerlichen Eindruck des Ursprünglichen.

Karl Friz.

Martin Wittenberg, „**Habakuk**. Zur Auslegung und Erwägung.“ Verlag des Evang. Presseverbandes für Bayern in München. 1949. 44 S. (Heft VI der Kirchl.-Theolog. Hefte.)

Der gelehrte Verfasser, seit 1948 Dozent fürs AT an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau, beweist sein auch gegenüber anerkannten Größen wie Duhm, Budde, Sellin, selbständiges Urteil. Die vorgelegte Übersetzung ist gut; die Deutung, mehrfach recht eigenwillig, kann nicht auf allseitige Zustimmung rechnen; der fast aufgeregt zu nennende Stil macht die Lektüre unnötig mühsam. Die Art der Vergegenwärtigung des Propheten, wie sie hier wortreich geboten wird, scheint nur erheblich mehr die — an sich nicht unrichtigen — Meinungen des Verfassers darzustellen als die des Propheten. — Kap. 3 wird von W. als ursprünglich und echt behandelt. Mußte ihn nicht die z. Zt. der Veröffentlichung schon bekannte Tatsache stutzig machen, daß der Habakuk-Kommentar, der sich unter den aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert stammenden großen alttestamentlichen Textfunden befindet, nur die beiden ersten Kapitel enthält — eine merkwürdige Bestätigung der von den Alttestamentlern fast allgemein schon länger vertretenen Überzeugung, daß Kap. 3 einem anderen Autor zugehöre als Kap. 1 und 2?

D. Karl Bender.

Kurt Dietrich Schmidt, **Grundriß der Kirchengeschichte I**. Die Geschichte der chr. Kirche auf dem Boden der hellenisch-römischen Kultur, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1949. 142 S. DM 5,60. Subskriptionspreis DM 4,60.

Diesem Grundriß des durch seine Arbeiten auf dem germanisch-christlichen Feld besonders bekannt gewordenen Professors eignet als Vorzug, daß er mit einer entschlossenen Einschränkung der Stoffmassen Ernst macht. Auch halten wir es für gut, daß er die Einzelgebiete des kirchlichen Lebens und geschlossene Abschnitte des geschichtlichen Ablaufs im Längsschnitt bietet, soweit der innere Zusammenhang es zu-

läßt. Die angestrebte Stoffreduzierung könnte die Gefahr in sich tragen, zu weit zu gehen, also eine unerwünschte Verarmung zu bedeuten. Das ist aber keineswegs der Fall; es ist wirklich alles Wesentliche da. Die andere Gefahr wäre die der vereinseitigten Auswahl. Auch ihr ist der Verfasser glücklich entgangen. Sehr dankenswert ist, daß je und je — nicht nur in den einleitenden Abschnitten über Aufgabe, Methode und Einteilung der Kirchengeschichte — die den Verfasser oder andere Konzeptionen bestimmenden Gesichtspunkte kurz und deutlich zur Aussprache kommen. Überhaupt leuchtet die wissenschaftliche Diskussion mindestens in ihren heutigen Ergebnissen allenthalben durch. Die immer wieder gegen das Verfahren z. B. des Heussischen Kompendiums vorgebrachten Bedenken (vgl. zuletzt Bornkamm in seinem eben erschienenen „Grundriß“) sind vom Verfasser zum Nutzen des Studierenden vermieden. Wir wünschen dem hier vorliegenden „Grundriß“ recht sorgfältige Leser.

D Karl Bender.

Walter Michaelis, **Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium**, Brunnen-Verlag, Giessen, 2. vermehrte Auflage, 1949, 207 S., Halbl. DM 5.80.

Der bekannte Vorsitzende des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes legt seinen Arbeits- und Lebensbericht in neuer Auflage vor; es ist inzwischen bei ihm seit der 1. Auflage ein 59jähriger Dienst am Evangelium geworden. Der Titel ist geblieben, aber wichtige Ergänzungen sind eingeschoben worden, so: „Gnadau im Dritten Reich und seitdem“ und „Die Bedeutung des Pietismus“; beide Kapitel wollen ein Wort zur Verständigung sein. Wenn der Verf. auch alles Erkannte und Erfahrene in seinen Lebensrahmen hineinstellt, will er doch nicht bloß eine Selbstbiographie schreiben, sondern mit dem Lebensbericht der Sache dienen. Die Sache heißt: Dienst am Evangelium. Die Erfahrungen im Pfarramt, die Sicht der Predigtaufgabe, die Praxis der Gemeindegeseelsorge sind so sehr uns alle angehende Dinge, daß man diese Erkenntnisse nur zum eigenen Schaden ignoriert. Die gute Orientierung über Ursprung und Wesen der Gemeinschaftsbewegung wird jeder Amtsbruder dankbar aufnehmen. Das ausführliche Kapitel über „Die Auseinandersetzung mit dem Schwarmgeist“ berührt so zeitgemäße Gemeindefragen, daß dieses theologisch klare und immer in die Mitte gehende Wort auch mit der vollen Zustimmung des nicht gerade „pietistischen“ Theologen rechnen darf. Was ansonsten zu „Gnadau im Dritten Reich und seither“ noch anzumelden wäre, möge man erst tun, wenn man Michaelis hierüber selbst nachgelesen hat. Daß es ein sehr brüderliches und lauterer Buch ist, das immer zuerst zum Einswerden auffordert, dem es um die Praxis des Zinzendorfwortes „Die Tür sei Christo aufgetan“ geht, muß der Leser dankbar empfinden. Es ist ein echt „pastoral-theologisches“ Buch, das Gräben überbrücken kann.

Hans Joachim Schoeps, **Theologie und Geschichte des Judentums**, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, 1949, VII, 526 Seiten, 8⁰, brosch. DM 27.— Halbl. DM 31.—

Dieses umfangreiche Studienbuch hat der Verf., heute Professor für Religions- und Geistesgeschichte an der Universität Erlangen, in unfrei-

williger Muse als Emigrant in Schweden geschrieben. In 5 großen Kapiteln (Das Judenchristentum und die Quellen seiner Darstellung; Die judenchristliche Christologie; Das Gesetzesverständnis der Judenchristen; Die ebionitische Kultfeindschaft und ihre religionsgeschichtlichen Zusammenhänge; Die Geschichte des Judenchristentums und seine religionsgeschichtliche Einordnung), 5 Exkursen und einem Anhang („Epiphanius und Pseudoklemens“, wo als Probe aufs Exempel von den Quellen-scheidungsproblemen in den Pseudoklementinen einmal abgesehen wird, die in der ganzen Untersuchung ein wichtiges Beweisstück darstellen, um noch einmal von vorn zu untersuchen, was denn in den Klementinen mit Sicherheit ebionitisch sei — denn hiervon hängen die Ergebnisse dieser Darstellung des Judenchristentums ab —) wird die Untersuchung durchgeführt und das Problem des Judenchristentums auf eine breitere Basis denn bisher gestellt. Schon Chr. F. Baur hat das pseudoklementinische Schrifttum herangezogen, um den „petrinischen“ (sc. ebionitischen) Parteistandpunkt in der Apg. und den ntl. Briefen zu rekonstruieren (allerdings ohne wirklich quellenkritische Untersuchung — und das war sein Fehler —). Dem Verf. geht es vor allem darum, das Judenchristentum in seiner theol. Bedeutung gerecht zu würdigen (was A. Schlatter einst als notwendige Aufgabe bezeichnete und den verächtlichen Ton in der Überlieferung vom Judenchristentum nicht schätzte).

Hier ist eines der schwierigsten Probleme des frühen Christentums, das aber deshalb so wichtig ist, weil von hier aus die Fragen nach dem frühen Christentum, seiner Glaubenslehre, seiner Geschichtsgestalt in einem neuen Licht erscheinen können. Gegen das Buch werden von Fachwissenschaftlern gewiß noch mancherlei Bedenken vorgebracht werden; aber Kirchengeschichtler, Alt- und Neutestamentler werden sich damit eingehend befassen müssen; denn es bemüht sich so sehr um neue Gesichtspunkte, daß mit ihm wohl doch ein neuer Markstein für die Erforschung des Judenchristentums gesetzt ist. Bekannte Tatsachen bekommen hier neue Farbe; als Gesamtbild aber ist das Judenchristentum auch weiter „the unexplored domain“, — das spürt auch der nicht über Fachwissenschaft zugehörige Leser. (Ob allerdings z. B. Exkurs I „Die Stellung des Jakobusbriefes“ von der ntl. Fachwissenschaft in ihrer Gesamtheit so hingenommen werden kann, erscheint mir doch mehr als fraglich.)

Lic. Max Loeser.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Pfarrer Helmuth Bartholomä (17a) Mannheim-Sandhofen, Kirchg. 4
 Pfarrer Rudolf Bössinger (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
 Pfarrer Siegfried Heinzelmann (17a) Mannheim, Luther-Pfarrei-Süd
 Professor D. Renatus Hupfeld (17a) Heidelberg, Rollosweg 21
 Pfarrer Erich Kühn (17a) Mannheim-Neckarau, Rheingoldstraße 32
 Prof. Gerhard Rosenkranz (17a) Heidelberg, Franz-Knauff-Str. 32

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O.
 Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 850.

FÜ

Karl

HA

A

P

uns

V

heit,

erfol

Jahre

Lebe

Spot

am

umso

der S

nicht

seiner

zum

tigun

„War

sagt

Totzk

tum

tatsäc

Chris

gegen

keit,

Jesus

D

H

Toron

und o

A

f. 4

Zu

Ki

B